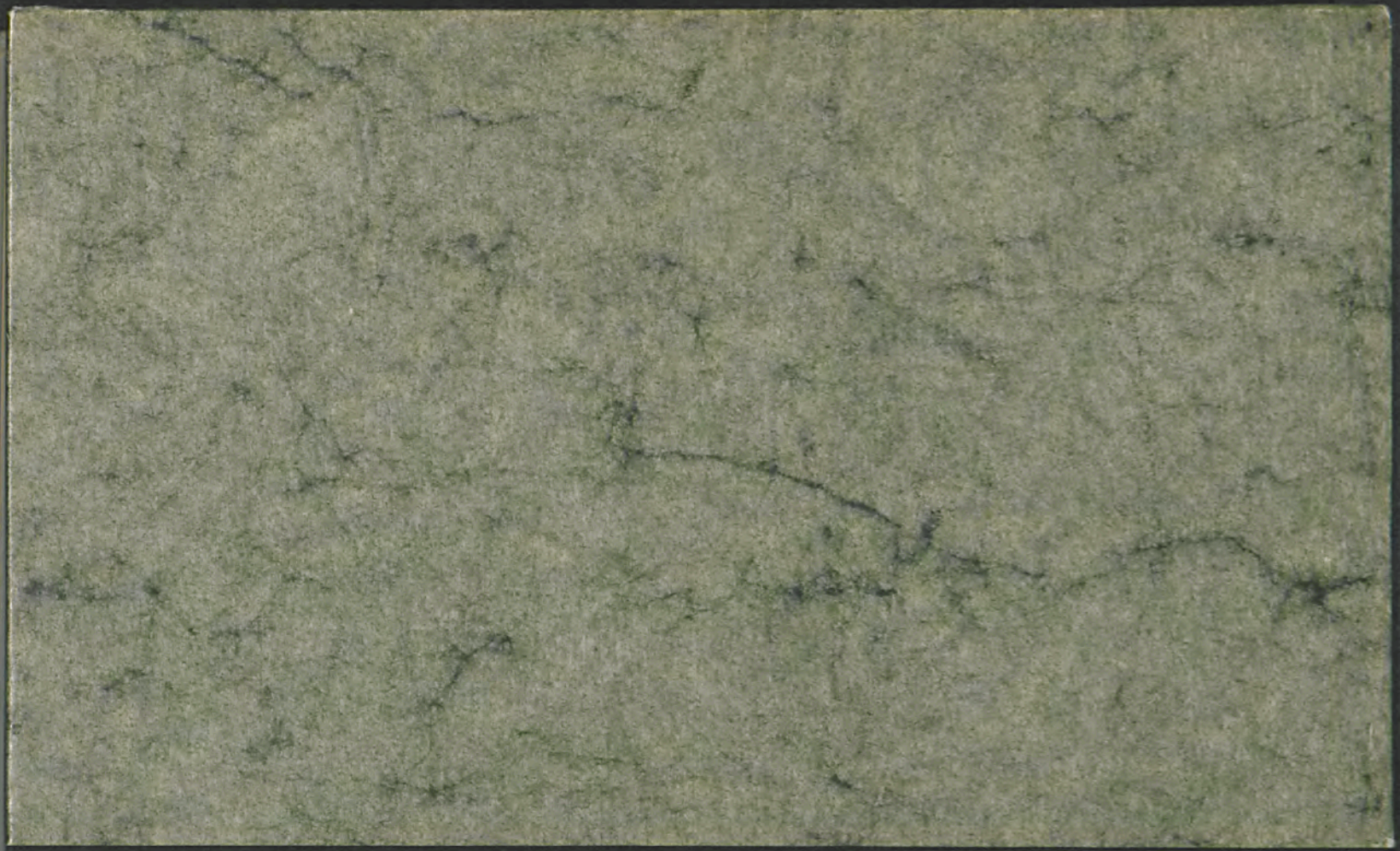


C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
Patch Reference numbers on UTT
Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No.
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
the scale towards document

Id-
1
4

Kal

CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEM. CHRISTIANEER

9. JAHRGANG - HEFT 1 - JUNI 1953

Motorbootfahrt

nach der „Symphonie" An der Schringe

am Sonnabend, dem 4. Juli 1953

Alle ehemaligen Christianeer sowie ehemaligen und jetzigen Lehrer des Christianeums mit ihren Damen, Verwandten, Freunden und Bekannten sind herzlich eingeladen.

Abfahrt um 14 Uhr von den St. Pauli-Landungsbrücken (Brücke 7/8) mit einem Schiff der Blankenese-Este-Linie. Ab Teufelsbrücke 14.30 Uhr, ab Blankenese 14.45 Uhr. Ev. Zwischenlandung in Lühe. Das Schiff hat Kajüte und geschütztes Oberdeck. Musik an Bord. Rückkehr: spätestens 23 Uhr an Hamburg. Fahrtkosten DM 2.50.

Es erwartet Sie alle

Ihre **Vereinigung ehemaliger Christianeer**

AUS DEM LEBEN DER SCHULE

Aus der Berichtszeit verdienen Erwähnung:

Am 18. Dezember 1952 eine unter der Ägide der Kollegen Groth und Jacobi weitgehend von den Schülern der Klasse 11 s bestrittene Feier, auf der der Direktor für die besten sportlichen Leistungen den Siegern die Preise überreichte.

Am 20. Dezember 1952 unter reger Beteiligung der Klassenelternvertreter eine von den Kollegen Dr. Machner und Arndt gestaltete Weihnachtsfeier, die sich durch stilvolle Geschlossenheit auszeichnete.

Vom 10. bis 13. Februar 1953 fand die mündliche Reifeprüfung statt, an den ersten beiden Tagen unter dem Vorsitz unseres Dezernenten, Oberschulrat Wegner, an den letzten beiden Tagen unter der Leitung des Direktors. Folgende 55 Abiturienten bestanden die Reifeprüfung:

Ausborn, Gerhard (Kunsterzieher)
Barharn, Karl-Helmut (Theologe)
Barth, Helmuth (Kaufmann)
Baumann, Jürgen (Volkswirt)
Bernecker, Dietrich (Kaufmann)
Bodammer, Theodor (Theologe)
Bosse, Dieter (Jurist)
Bröcker, Dieter (Volkswirt)
Burghard, Harald (Chemiker)
Daniel, Friedrich (Jurist)
Demmig, Frank (Physiker)
Eckhoff, Rainer (Ingenieur)
Essen, Hellmuth (Bankkaufmann)
Fehre, Klaus (Altphilologe)
da Fonseca-Wollheim, Hermann (Theologe)
Haase, Rüdiger (Kaufmann)
Hasselmeier, Werner (Theologe)
Hemming, Gerhard (Diplom-Volkswirt)
Holle, Walter (Kaufmann)
Holm, Kurt (Physiker)
von Hugo, Nils-Henning (Verleger)
Joerden, Klaus (Altphilologe)
Jores, Jan (Zoologe)
Kircheiß, Peter (Eisenbahn-Ingenieur)
Kieseritzky, Friedrich (Archivar)
Kramer, Enno (Bauingenieur)
Krüger, Joachim (Theologe)
Lange, Rolf (Kaufmann)
Lange, Wolf (Technischer Kaufmann)
v. Lindeiner-Wildau, Franz Ludwig (Bankkaufmann)
Mensching, Rolf (Kaufmann)
Möller, Günther (Tierarzt)
Müller, Dieter (Jurist)
Müller, Klaus (Volkswirt)
Müller, Otto (Bankkaufmann)
Nießen, Erwin (Ingenieur)
Nieser, Jörn-Uwe (Journalist)
Orlopp, Gerd (Jurist)
Petershagen, Hans-Jörg (Schiffsbauingenieur)
Röken, Bernhard (Sportlehrer)
Rumberg, Bernd (Physiker)
Rust, Hans-Joachim (Musiker)
Schapper, Dietrich (Biologe)
Schroeder, Günther (In- und Exportkaufmann)
Schuntermann, Peter (Arzt)

Sempell, Hellmut (Wirtschaftsjurist)
Siebeck, Wolfgang (Jurist)
Siebke, Harald (Zollbeamter)
Speck, Paul (Kaufmann)
Stahlbohm, Gerhard (Schiffsmakler)
Stegmann, Walter (Kaufmann)
Stichling, Klaus (Kaufmann)
Watty, Heinz (Maschinenbau-Ingenieur)
Werner, Peter (Schiffsmakler)
Wulf, Peter (Ingenieur)

Die Entlassungsfeier fand am 28. Februar wieder in besonders festlichem Rahmen statt unter Teilnahme der altvertrauten Gäste und zahlreicher Jubiläums-Abiturienten, die z. T. von weither herbeigeeilt waren, um der alten Schule ihre Verbundenheit und Dankbarkeit zu bezeugen. Es sprachen der Präfekt Karsten Richter und für die Abiturienten Theodor Bodammer, der seiner Schule für das, was sie ihnen gegeben, in sehr tief empfundenen Worten den Dank zum Ausdruck brachte. Der Direktor beleuchtete in seiner Abschiedsrede, ausgehend von einer neuen Deutung der bekannten Vergil-Verse über das Wesen des Römertums im 6. Buch der Aeneis, die humanistische Bildung als eine uns auch heute noch formende, lebendige Macht, die für uns zugleich die Pflege der Tradition ist, in der die Einheit Europas gründet.

Am Ende des Schuljahres ging ein langgehegter Wunsch des Christianeums in Erfüllung. Dank der verständnisvollen Fürsorge der Schulbehörde und der Opferfreudigkeit der Elternschaft erhielt die Schule ihre Orgel wieder. Ihre Einweihung fand am 26. März in einer Feierstunde statt, in der nach Ansprachen des Direktors und des Orgelbaumeisters von Beckerath Kirchenmusikdirektor Brinkmann, Koll. Förster von der Schlee-Schule und Schüler des Christianeums die wiederhergestellte Orgel erklingen ließen.

Dankbar begrüßt wurde die wohnliche Herrichtung des Elternsprechzimmers mit Sesseln, Gardinen, Vorhängen usw., wofür der Verein der Freunde des Christianeums in sehr großzügiger Weise die Mittel gestiftet hatte.

Im Rahmen unserer Vortragsveranstaltungen sprachen am 3. Dezember Koll. Hilmer über „Kunsterziehung am Christianeum"; mit dem Vortrag war eine Ausstellung von Schülerarbeiten verbunden,

am 9. Dezember ein Schülervater, Kapitän Kircheiß, in einem Lichtbildervortrag „Vom südlichen Eismeer bis zur Inka-Kultur",

am 29. Januar 1953 ein ehemaliger Christianeer, Leitender Regierungsdirektor von Zerssen, über „Die Schule in der hamburgischen Verwaltung",

am 26. Februar Koll. Prof. Dr. Oppermann, zugleich vor den Mitgliedern der Raabe-Gesellschaft und der Klassisch-Philologischen Gesellschaft, über „Antike und Existenzialismus".

Von dem regen Gemeinschaftsleben an unserer Schule zeugten ferner zwei Laienspiel-Aufführungen, von denen Jan de Hartogs („Schiff ohne Hafen") (Klasse 12gl, Leitung Dr. Hansen) an drei Abenden in der Aula aufgeführt wurde, sowie zwei Diskussionsabende, zu denen die Schülermitverwaltung eingeladen hatte, am 22. Dezember über das Thema „Die Verantwortung des Einzelnen im Staate" und am 18. März 1953 über „Das Gesetz über den Vertrieb jugendgefährdender Schriften". An dem ersten Abend beleuchteten einleitend das Problem von verschiedenen Standpunkten die Herren Dr. Kaufmann, Ministerialrat Konopath, Pastor Dr. Schülke, Pastor Dr. Wulf (S. J.) und Professor Zylmann; am anderen Abend sprachen einführend Universitätsprofessor Dr. Sieverts, Schriftsteller Erich Nossack und Dr. Seffrin; anschließend entwickelte sich beide Male eine rege Diskussion,

am 24. Januar nahm der Direktor mit Koll. Wulf und zwei Redaktionsmitgliedern unserer Schülerzeitschrift „die Lupe" an der Probefahrt der „Santa Theresa" teil, für die unsere Schülerzeitschrift die Patenschaft übernehmen durfte.

Aus dem Lehrkörper schieden aus wegen Erreichung der Altersgrenze Koll. Brunk, sowie nach nur kurzem Wirken am Christianeum die Kollegen Arnold, Bock, Dr. Machner sowie die Stud.-Referendare Krause und Dr. Hoffmann. Der Direktor sprach den Scheidenden den Dank der Schule aus und verabschiedete dann mit besonders herzlichen Worten den nach ehernem Gesetz der Pensionierung verfallenen Koll. Brunk: „Wenn wir es nicht bestimmt wüßten, wir alle könnten zweifeln, daß Sie, sehr verehrter Herr Kollege Brunk, wirklich schon am Ende Ihres beruflichen Wirkens an der Schule stehen. So beneidenswert frisch und jugendlich haben Sie sich gehalten, und deswegen fällt uns der Abschied von Ihnen heute besonders schwer.

Zwei Dinge scheinen mir für Ihre Berufsausbildung vor allem bedeutsam: Einmal die Eigenwilligkeit Ihres Werdegangs, den Sie aus eigener Kraft und offenbar unter einem inneren Zwang aus sich selbst heraus gestaltet haben.
In der 1908 errungenen Stellung eines Volksschullehrers und Organisten in Burxdorf oder in der Anstellung 1912 als Lehrer in Magdeburg mit anschließender Turn- und Schwimmlehrerprüfung hätten Sie das Ziel und Wirkungsfeld Ihres Lebens sehen können.

Aber ein innerer Stachel ließ Sie offenbar dabei nicht zur Ruhe kommen, sondern trieb Sie weiter Ihrer eigentlichen Bestimmung zu: Sie besuchten nebenher die Kunstgewerbeschule in Magdeburg, dann die Kunstschule in Berlin, um Zeichenlehrer zu werden, und setzten schließlich Ihr Kunststudium an der Landeskunstschule in Hamburg fort mit der Prüfung als Zeichenlehrer an höheren Schulen als Abschluß.

Doch der Drang nach freier künstlerischer Betätigung war so stark in Ihnen, daß Sie sich zunächst zu einer selbständigen Tätigkeit als Porträtzeichner und Maler entschlossen.

Aber dann kam jenes zweite für Sie Bedeutsame elementar zum Durchbruch und behielt die Oberhand: der pädagogische Eros und Ihre heiße Liebe zur Jugend.

Nach den Jahren beruflichen Wirkens an der Oberschule in Altona, am Matthias-Claudius-Gymnasium in Wandsbek und an der Oberschule in Blankenese kamen Sie Ostern 1950 ans Christianeum.
Für Ihre Bemühungen um die Verbesserung und Erneuerung des Kunstunterrichts, die Sie während Ihrer ganzen Lehrtätigkeit ausfüllten, haben Sie hier reiche Früchte geerntet.

Neben Ihrem eigenen Unterricht haben Sie entscheidend an der Durchführung einer musischen Erziehung mitgewirkt, die das bildhafte Vorstellungsvermögen aller Schüler entwickelte und den individuellen Rhythmus des Ausdrucksvermögens pflegt.

Durch Ihr sicheres Wertungsvermögen allen Stilrichtungen und den mannigfaltigen Formen moderner Kunst gegenüber beeinflußten Sie entscheidend die Entwicklung eines selbständigen und toleranten Urteils bei den Schülern der höheren Klassen.

In den Jahren, die Sie am Christianeum wirkten, haben Sie sich — und das ist für den Jugenderzieher doch das Schönste — die Herzen Ihrer Schüler gewonnen und sich an unserer Schule eine Stellung erworben.

Die Schule sieht Sie deshalb heute mit Bedauern scheiden, sie dankt Ihnen für die an der Jugend geleistete wertvolle Erziehungsarbeit und wünscht Ihnen einen schönen Lebensabend in noch langjähriger Gesundheit und Frische."

In den Lehrkörper kehrten aus der Abordnung zurück die Koll. Dr. Geißler, Karowski, Smith und Weise sowie neu Stud.-Ass. Burow und als Musiklehrer OSL von Schmidt. Zur Ausbildung sind dem Christianeum für das Sommerhalbjahr zugeteilt die Stud.-Ref. Dr. Classen, Auksutat, Baar und Ricken.

Nach dem Plan der Schulbehörde sind zu Ostern erstmalig in den Klassen 12 gewisse Fächer mit einer Abschlußprüfung zum Auslaufen gekommen. Der Zweck dieser Maßnahme ist die Herabsetzung der Pflichtstundenzahl und der Vielfalt der Fächer sowie die Möglichkeit der Einrichtung von freiwilligen

Arbeitsgemeinschaften. Von dieser Möglichkeit ist an unserer Schule ausgiebig Gebrauch gemacht worden. In dem verflossenen Schuljahr hatten sich Arbeitsgemeinschaften mit folgenden Themen gebildet: 3 philosophische A.-G., Geistes- und kulturgeschichtliche Probleme der Neuzeit,
Alte Geschichte, Politische Gegenwartskunde (von der Atlantik-Charta über den Atlantik-Pakt zur Atlantischen Gemeinschaft),
Das Gedicht (Lyrik des 20. Jahrhunderts mit praktischen Übungen), Kompositionslehre, Kammermusik, Zeichnen und Malen,
Homer — Vergil (naive und sentimentalische Dichtung), Römische Komödien, Englischer Lektürestoff, Mathematische A.-G. (Darstellende Geometrie), Physikalische A.-G. (Einführung in die Schwingungslehre mit Versuchen), Biologische A.-G. (Pflanzenkundliche Exkursionen); außerdem Sprachkurse in Hebräisch (2), Französisch (2), Spanisch.
Man kann zurückblickend wohl schon sagen, daß unsere Arbeit in der Schule durch diese Arbeitsgemeinschaften eine wertvolle Bereicherung und Vertiefung erfahren hat. Doch ist, wenn sie erzieherisch voll fruchtbar werden soll, nach unserer allgemeinen Ansicht eine solidere Grundlage und sicherere Beherrschung der Grundkenntnisse unerläßlich.
Das starke Interesse und die rege Mitarbeit haben uns zur Fortsetzung dieses Versuches ermutigt, so daß sich im neuen Schuljahr folgende Arbeitsgemeinschaften gebildet haben:
3 philosophische A.-G., Probleme der Kulturgeschichte, Griechische Geschichte, Politische Gegenwartskunde (Brennpunkte der Weltpolitik), Staatenkunde (erdkundlich), Kammermusik, Zeichnen und Malen, Werkunterricht, Archäologie (Die Römer in Germanien), Griechische Komödie, Lateinischer Lektürestoff, Mathematische A.-G. (Geometrische Verwandtschaften), Physikalische A.-G. (Physik der Atome), Physik-chemische A.-G., Chemische A.-G.;
Außerdem verschiedene Sprachkurse.
Dem Elternrat des Christianeums gehören für das neue Schuljahr folgende Elternvertreter an:

Herr Werner Sieveking, Hochkamp, Reichskanzlerstraße 32, Tel. 29 31 51, als 1. Vorsitzender
Herr Otto Degen, Othmarschen, Adickestraße 194, Tel. 89 20 70, als stellv. Vorsitzender und Schriftführer
Herr Heinrich Sanders
Herr Kurt Erler
Frau Elisabeth Hoehne
Herr Berthold v. Ehren
Frau Biermann-Ratjen
Herr Hermann Breckwoldt
Frau Dr. Pohl

ferner außer dem Schulleiter als Vertreter des Lehrerkollegiums die Herren Johannes Flügge und Dr. Otto Hahn.

Die Telefon-Nummer des Christianeums ist jetzt:
42 10 71 / Apparat 755.

Lange

ABSCHIEDSWORTE DES ABITURIENTEN THEODOR BODAMMER

Sehr geehrter Herr Direktor, sehr geehrte Lehrer!

Ich hoffe im Namen aller Abiturienten zu sprechen, wenn ich jetzt der Schule in herzlichster Weise für alles das danke, was sie uns in den verflossenen Jahren an bleibenden Werten mitgegeben hat.

Ich denke dabei weniger an das bisher von uns erlangte Wissen, denn dieses würde nur, verglichen mit der Weite alles möglichen Wissens, die schmerzhafte Erinnerung an unsere Unwissenheit wachrufen. Wofür wir der Schule in erster Hinsicht dankbar sind, ist vor allem dies, daß sie uns zu rechtem Denken angeleitet hat. Dabei ist unter rechtem Denken nicht jener mechanisch

ablaufende Prozeß formalen Denkens zu verstehen, sondern ein Denken, das ohne wahre Hingabe an den Gegenstand des Erkennens nicht möglich ist, sei dieser Gegenstand nun die Antike, die Kunst oder die moderne Naturwissenschaft. Gerade solche Art des Denkens enthüllt das eigentliche Wesen und die besondere Bedeutung der jeweiligen Wissensgebiete. Echte Wesenserkenntnis aber ist dadurch gekennzeichnet, daß sie nicht unverbindlich für den Menschen bleiben kann. Sie stellt ihre Forderungen an den Erkennenden, ja sie ändert ihn geradezu, worauf dieser — um den Kreis in Hegelscher Dialektik zu schließen — verändert ein neues Wissen von sich und seiner Umwelt suchen muß. So gerät der Mensch in den Strom einer stets andauernden Bewegung, in dem gewonnene Erkenntnis immer nur Ausgangspunkt zu neuem Forschen ist. Erst die gegenseitige Beeinflussung von menschlicher Erkenntnis und menschlichem Sein führt uns deshalb zu eigentlich wissenschaftlicher Lebensweise. Nur sie scheint mir geeignet, einer krankhaften Erscheinung, wie etwa der des Intellektualismus, erfolgreich begegnen zu können.

Auch wenn dieser Weg menschlichen Sichbildens nur von jedem einzeln beschritten werden kann, so gebührt doch der Schule unser aufrichtigster Dank, daß sie uns auf diesem Wege eine sehr entscheidende Hilfestellung geleistet hat. Indem sie uns schon früh zu Ordnung und zu selbständigem Denken anleitete, hat sie schlechthin die Voraussetzungen geschaffen, die nötig waren, um auf jenem Bildungswege vorwärtszukommen. Schritthaltend mit unserer Denkfähigkeit hat sie uns dann weiter in die verschiedenen Wissenschaftsgebiete eingeführt, und das nicht nur, um uns mit jenen Gebieten lediglich bekannt zu machen, um gleichsam die Fülle geistiger Betätigungsmöglichkeit vor unseren Augen ablaufen zu lassen, sondern um uns neben der Wirklichkeit stets geltende Wahrheiten erkennen zu lassen. So darf ich es wohl als wertvollstes Geschenk der Schule bezeichnen, wenn sich aus solchem Bemühen in den einzelnen Klassen Gespräche ergaben, in denen nicht nur aus Freude am Widerspruch über irgendein Problem unverbindlich diskutiert wurde, sondern in denen mit ganzem Ernst um Antwort auf eine Frage gerungen wurde. Wir danken unsern Lehrern für die Geduld, mit der sie in solchen Gesprächen auch weniger gut gegründete Meinungen anhörten.

Aus der gleichen vor oberflächlichem Wissen zurückschreckenden Haltung haben wir auch die neuen Bestrebungen der Schule in der Fächergruppierung und der Stoffauswahl dankbar begrüßt, auch wenn wir selbst an dieser Entwicklung nicht mehr in vollem Umfange teilhaben konnten.

Die Art, in der unsere geistige und körperliche Entwicklung gefördert und damit unser Persönlichkeitsbewußtsein gestärkt wurde, bot zugleich den Ausgangspunkt, uns zu Menschen einer Gemeinschaft zu erziehen. So mußten die Erkenntnisse, die wir aus der Geschichte, der Kunst und manchen anderen Gebieten erlangen konnten, unser Verantwortungsgefühl und unsere Teilnahme am Geschick der Gemeinschaft erwecken.

Wenn wir darum diese Schule verlassen, so tun wir es mit der Feststellung, daß sie uns die Möglichkeit in die Hand gegeben hat, ein bewußtes und verantwortungsvolles Verhältnis zu unserer Umwelt zu finden. Dafür sagen wir der Schule unsern herzlichsten Dank. Theodor Bodammer

KUNSTERZIEHUNG AM CHRISTIANEUM

Über dieses Thema kann nur gesprochen werden, wenn gleichzeitig etwas Allgemeines und Grundsätzliches dazu gesagt wird. Dies wird nichts Neues sein; aber es ergibt sich immer wieder bei Diskussionen über Kunstunterricht, daß die Meinung über dieses Fach fast ausschließlich von den zufälligen eigenen Erfahrungen der früheren Schulzeit bestimmt wird.

Es ist bekannt, daß die gesamte musische Erziehung einen Ausgleich gegen eine zu einseitige intellektuelle Entwicklung schaffen soll. Sie spricht die gefühlsmäßigen Seiten im Schüler, seine gemeinschaftsbildenden Kräfte stärker an, als es im wissenschaftlichen Unterricht geschehen kann. Viele unwägbare Dinge, die für die Persönlichkeitsentwicklung unbestritten von großer Bedeutung

sind, werden von ihr gefördert. Aber darin erschöpft sich keineswegs ihre Bedeutung. Es soll im folgenden von den beiden Hauptaufgaben des Zeichen- und Kunstunterrichts gesprochen werden: der Entwicklung des bildhaften Vorstellungsvermögens und der Einführung in die bildende Kunst. Eine gründliche Behandlung dieser Aufgaben jedoch würde entschieden den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen. Deshalb können viele Dinge nur sehr summarisch oder andeutungsweise behandelt werden.

Jedes normale Kind zeichnet, malt oder formt, um seinen Vorstellungen Ausdruck zu verleihen. Analog der Sprachentwicklung, wo mit Worten und Begriffen die Umwelt erfaßt und geordnet werden soll, versucht das Kind auch hier sich der Form oder besser des Formausdrucks der Umwelt zu bemächtigen und einen Zusammenhang in seine Gestaltungen zu bringen, der auf jeder Stufe sein eigenes Gesetz hat. Das Kleinkind macht einen Farbklecks, mit dem bald dieses, bald jenes gemeint ist. Das größere Kind dagegen kann sehr wohl unmißverständlich seine Vorstellungen verwirklichen, oft allerdings in einer Formsprache, die der Erwachsene erst lesen lernen muß, um dann um so mehr die innere Logik jeder Gestaltungsstufe zu bewundern. Nach dieser Folgerichtigkeit in sich wird auch der Wert einer Kinderzeichnung bemessen und nicht nach dem Grade der Annäherung an ein photographisches Abbild. Es versteht sich daher auch, daß alles Helfenwollen der Erwachsenen die Einheitlichkeit und damit den absoluten Wert einer Kinderzeichnung vermindert, zur Überraschung des wohlmeinenden Helfers und zur Verwirrung des Kindes. Wie weit der relative, der eigentliche Wert der Kinderzeichnung dadurch in Frage gestellt wird, erhellen hoffentlich die weiteren Ausführungen.

Der Schüler der Unterstufe der höheren Schule, der noch mit ungebrochenem Eifer seine Vorstellungen zu formen sucht, kennt durchaus andersartige Darstellungen der Wirklichkeit und ist seinen Arbeiten gegenüber keineswegs kritiklos. Aber ein innerer Zwang nötigt selbst den schwach Begabten immer wieder zum neuen Versuch. Er folgt einem einfachen Entwicklungsgesetz, das die Ausbildung der Vorstellungsfähigkeit als eine der nötigsten geistigen Funktionen ebenso unerbittlich fordert wie beispielsweise die Entwicklung der logischen Denkfähigkeit.

Die sinngemäße stufenweise Ausbildung dieses Vorstellungsvermögens ist Aufgabe des Zeichenunterrichts und nicht die Vermittlung von Gesetzen und Regeln, um Bilder und Zeichnungen zu verfertigen. So reizvoll und anregend Kinder- und Schülerarbeiten sein mögen, sie sind nur Mittel zum Zweck. Auch wenn sie zum Teil als künstlerische Leistungen auf primitiver Stufe angesprochen werden können, dürfen sie in der Schule nur vom pädagogischen Standpunkt aus betrachtet und bewertet werden.

Was ist nun bildhaftes Vorstellungsvermögen im engeren Sinne? Hier ist nicht der Raum für eine psychologische Abhandlung. Behelfen wir uns also mit den einfachsten Gedankengängen. Die Phantasie eines jeden ist angefüllt mit Bildern und erhält allein durch Filme, Bildzeitschriften und Plakate noch überreichlich zusätzliche Kost. Ein kurzes Erinnern, und wir sehen Dinge zum Greifen deutlich vor unserem inneren Auge. Wir glauben sie malen zu können, wenn wir über das nötige Darstellungsvermögen verfügten. Bildende Künstler, die dieses Vermögen besitzen, meinen so etwas niemals, denn sie wissen, daß eine feste Formvorstellung erst das Endprodukt künstlerischer Arbeit ist und das vermeintlich deutliche Vorstellungsbild keiner ernsthaften Prüfung standhält.

Aber machen wir zur Verdeutlichung ein kleines Experiment. Auch der Unbegabteste wird einige gerade Striche ziehen können, zum mindesten in Gedanken. Man stelle sich das Profilbild eines lieben Verwandten oder Bekannten vor und ziehe von der Nasenwurzel eine senkrechte Linie abwärts oder vom Kinn eine aufwärts. Welche weiteren Gesichtsteile treffen diese Linien? Z. B. wo treffen sie den Mund? Man kann diesen Versuch noch ergänzen durch einige Waagerechte, z. B. von der Unterkante des Nasenflügels zum Ohr oder Hinterkopf.

Abgesehen von wenigen hochgradig eidetisch Veranlagten wird jeder andere feststellen, daß die vermeintlichen klaren Vorstellungsbilder verschwommen

werden, sich in Nebel auflösen, stellenweise bei der obigen Prozedur geradezu in Nebel zerplatzen. Man hatte zwar die Erinnerung an eine reiche Fülle von Gesichtssinneseindrücken, die aber leider ungeordnet waren. Und aus solchen besteht auch die oben erwähnte Nahrung durch Film, Illustrierte usw. Sie geben nur einen Lichteffekt, nur den äußerlichsten Schein. Alle Ordnung, alle Formung setzt Vorstellungen voraus und wirkt vorstellungsklärend. Sie ist obendrein recht unbeliebt, weil sie nicht ohne geistige Arbeit nachvollzogen, „verstanden" werden kann.
Wenden wir uns nun einigen Beispielen zu. Schüler der Klasse 7 sollten aus der Vorstellung Selbstbildnisse zeichnen. Ein Taschenspiegel durfte benutzt werden, aber kaum einer machte Gebrauch davon. Vergleicht man die drei hier abge-

Abb. 1

bildeten, die dem guten Durchschnitt entnommen sind, so überrascht der verschiedenartige und schon stark individuelle differenzierte Ausdruck bei größter

Abb. 2

Einfachheit der Darstellung und der Darstellungsmittel. Die Kinder finden Formen von großer Kühnheit, z. B. der Übergang der Augenlinie zur Nase Abb. 1 im Gegensatz zur Verlängerung der Nasenlinie in die Stirnlinien Abb. 2;

oder der nach unten sich verjüngende Hals der ersten zum entgegengesetzt kegelförmigen, wodurch das pausbackige Jungengesicht der zweiten Abbildung noch stärker hervorgehoben wird. Um zu zeigen, daß dieser individuelle

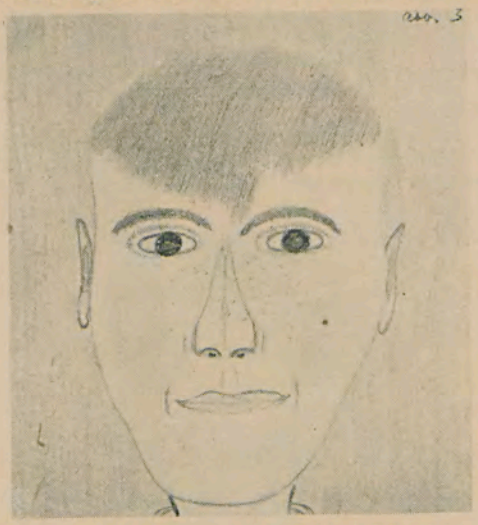


Abb. 3

Ausdruck nicht zufällig entsteht, sondern tatsächlich einer bestimmten Vorstellung von sich selbst entspricht, werden in Abb. 3 und 4 zwei Selbstbildnisse desselben Schülers gezeigt. Er hatte seine halbfertige Zeichnung im Hause ver-

Abb. 4

gessen, machte eine neue und stellte die erste in der folgenden Stunde fertig. Urnenförmig sitzt der Kopf auf dem Hals. Der ruhigere, etwas versonnene Typ

kommt gut heraus, etwas fülliger und ähnlicher in der zweiten Zeichnung Abb. 4. Welche Einzelbeobachtung liegt in den feinen Linien um Mund und Nase, vielleicht im Spiegel gesehen, aber wie gut dem Ganzen eingeordnet. Mit verblüffender Simplizität sind die Sommersprossen darüber gestreut. Wie passend sitzen die Ohren am Kopf. Ob wohl ein Erwachsener, der diese primitiven Zeichnungen belächelt, soviel feste Formvorstellung von seinem vermeintlich klaren Erinnerungsbild übrig behält, wenn er den Stift zur Hand nimmt und einmal Formen zu fixieren versucht? Und doch hat es jeder als Kind gekonnt.

Es ist zunächst unwesentlich, wie ähnlich diese Bildnisse absolut genommen sind, entscheidend ist die Verwirklichung einer bestimmten Vorstellung, die übrigens nicht vorhanden ist und dann geformt wird, sondern während des Zeichnens entsteht.

Abb. 5

Abb. 5 bringt ein Gegenbeispiel. Ein leidlich begabter Schüler zeichnet trotz Verbots ein Selbstporträt nach einem Photo im Haus und versucht, es als selbständige Unterrichtsarbeit auszugeben, sicher in dem kindlichen Glauben, es sei besonders gut gelungen. Es täuscht auch eine differenziertere Entwicklungsstufe vor, ist aber unzusammenhängend und wesentlich schwächer im Ausdruck. Sehr bezeichnend ist die zufällige Ansicht, die vom hinteren Auge nur noch die Wimpern erkennen läßt. Das reine Vorstellungsbild gibt nur klare und wesentliche Ansichten, verbindet unter Umständen mehrere Ansichten zu einem Bild. Das Auge wirkt im Rahmen der schwachen Zeichnung überbetont und anorganisch, weil die von der Photographie übernommene kompliziertere Anlage ein höheres Verständnis des Organischen voraussetzt, als es der Schüler auf dieser Stufe haben kann. Dasselbe gilt in stärkerem Maße vom Ohr. Völlig verschwommen und unplastisch wirkt die Wangen- und Kinnpartie, obgleich durch Schattierung Plastik vorgetäuscht werden soll.

Wie ausdrucksvoll und lebendig spricht dagegen aus den anderen Zeichnungen trotz magischer Starre des Blicks eine jeweils ganz andere Seele, wie auch aus allen anderen Formen, aus Nase, Mund und Ohren. Selbst die verschiedene Haarstruktur wird mit einfachster Strichelung zum Ausdruck gebracht. Die Zeichnungen wirken plastisch, ohne daß eine Vortäuschung räumlicher Formen versucht wird.

Bei 12—13jährigen macht sich bereits der Hang geltend, Dinge zu zeichnen, die auf Bildern gesehen, also schon vorgeformt sind. Auch wird versucht,

Dinge nach gesehenem Bildschema zusammenzustellen, was pädagogisch genau so sinnlos ist wie das direkte Kopieren von Vorbildern.
Das letzte Porträtbeispiel Abb. 6 bringt die Arbeit eines sehr begabten Schülers der Klasse 11. Die Leistung besteht in der einheitlichen Durchformung einer sehr differenzierten Vorstellung, die so umfangreich ist, daß sie auch das mitenthält, was der Laie in einer Photographie sehen kann. Aber sie hat hiermit und auch mit der Abb. 5 nichts gemein. Sie ist die konsequente Weiterentwicklung der anderen kindlichen Porträts. Man beachte, wie die geschlossene kegelförmige Form des Kopfes mit der Spitze am Kinn schräge auf dem Hals ruht, dessen Achse entgegengesetzt verläuft. Stirn, Schläfe, Wange, Ohr und Hals stehen in einem festen, abtastbaren räumlichen Verhältnis zueinander. Es wird keine unbestimmte Raumillusion gegeben. Etwas unsicherer ist die Beziehung zwischen Mund, Nasenspitze und Wangen. Ein ganz einheitlicher, individueller Ausdruck spricht aus allen Formen und macht das Gesicht beseelt. Kaum eine überflüssige, nicht fest eingeordnete Form ist gegeben, was ein bloßes Aufzählen bedeuten würde. Dieses Bild ist aus der Vorstellung vor

Abb. 6

der Natur gemalt. Ein Widerspruch? Nein, denn nur wer die Mannigfaltigkeit der Eindrücke zu festen Formvorstellungen umarbeiten kann, ist in der Lage, künstlerisch vor der Natur zu arbeiten. Hiermit ist auch das Ziel des Naturstudiums auf der Oberstufe angedeutet.
Diese Beispiele sollten den Begriff „bildhafte Vorstellung" etwas klären helfen, soweit es im Rahmen dieses kurzen Aufsatzes geschehen kann. Die Bilder der Unterstufe sind durch ihre einfache Struktur dafür besonders geeignet und nehmen daher den größten Raum ein.
Durch die Pubertät gerät das kindliche Gestaltungsvermögen ins Schwanken. Es ist aber ein folgenschwerer Irrtum, zu glauben, durch die Entwicklungskrise fände diese Fähigkeit bei den meisten ihr Ende und nun setze ein nüchternes, sachliches Zeichnen nach der Natur ein, besser gesagt ein mehr oder weniger geschicktes und gefälliges Projizieren eines dreidimensionalen Raumes auf die Fläche. Damit verkennt man nicht nur den tieferen Sinn, also den Ernst alles kindlichen Spielens, sondern auch die Funktion des Vorstellungsvermögens bei allen geistigen Tätigkeiten. Denn der Intellektualismus als spezifische Zeitkrankheit besteht nicht darin, daß zuviel gedacht und zu wenig gefühlt oder

empfunden wird, sondern daß zu bildlos — also ohne Vorstellungsfähigkeit — gedacht wird, wie Herr Flügge es in seinem Vortrag am 18. Februar 1952 in der Aula unserer Schule treffend formulierte, und er zeigte auch den Ausweg, nämlich besser, bildreicher denken. Gründliches und tiefes Denken ist nur möglich mit entsprechender Vorstellungsfähigkeit.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, gewinnt der Zeichenunterricht eine ganz andere Bedeutung, und zwar eine stärkere noch für den schwach als für den gut Begabten, ganz entgegen der herkömmlich weitverbreiteten Meinung. Natürlich muß sich die Unterrichtsmethode ändern. Sowenig wie beim Kind kann man beim Jugendlichen einen objektiven Maßstab anlegen oder den Klassendurchschnitt als solchen ansehen. Hier müßte eine Pädagogik vom Schüler her im wahrsten Sinne des Wortes betrieben werden, was leider durch die sehr beschränkte Stundenzahl (oft nur eine Wochenstunde) und durch zu große Klassenstärke nur sehr bedingt möglich ist. Ziel des Kunstunterrichts ist es nicht, einfache zeichnerische Fertigkeiten zu vermitteln als Grundlage für spätere Berufe. Das würde wieder auf einen Unterricht für speziell Begabte hinauslaufen. Der Klassendurchschnitt muß angesprochen werden. Es ergibt sich das scheinbar Paradoxe, daß im künstlerisch eingestellten Zeichenunterricht nicht angehende Künstler erzogen werden, sondern daß damit gerechnet wird, daß die Mehrzahl der Schüler nach dem Verlassen der Schule kaum noch zur eigenen Tätigkeit auf diesem Gebiet kommt. Hierin, ähnlich der Mathematik, hat die Kunsterziehung die verantwortungsvolle Aufgabe zu erfüllen, eine geistige Funktion zu entwickeln.

Aber sie hat noch eine entscheidende andere Aufgabe. Sie soll in das Gebiet einführen, wo bildhafte, plastische und räumliche Vorstellungen zu einer solchen Höhe und Differenziertheit entwickelt worden sind, daß mit ihnen das Größte ausgesagt wird, was menschlicher Geist überhaupt aussagen kann, in das Gebiet der bildenden Kunst.

Der Musizierende wird Musik leichter und wesentlicher begreifen als der nur Zuhörende. Ebenso kann der bildnerisch Tätige besser einen unmittelbaren Zugang zur Kunst finden als der nur Betrachtende, ganz besonders, wenn letzter auch noch meint, den Umweg über die Kunstgeschichte machen zu müssen. Klassen, die mit großem Eifer produzieren, so daß die Kunstbetrachtung ins Hintertreffen gerät, füllen oft in wenigen Monaten, ja Wochen die Lücke und überflügeln noch andere Klassen, die schwerfälliger im eigenen Formausdruck, länger und mit weitaus größerem Eifer Kunstbetrachtung betrieben haben.

Von einem für jede Klasse besonders festzusetzenden Zeitpunkt ab werden Kunstbetrachtungen (keine Kunstgeschichte) in den Zeichenunterricht eingestreut, die zum Abitur hin einen immer breiteren Raum einnehmen, bis er etwa ein Drittel des Unterrichts ausmacht. Diese Kunstbetrachtungen müssen in einem richtigen Verhältnis zur eigenen Tätigkeit des Schülers stehen. Geschichtliche Einordnungen dürfen dabei keine Rolle spielen, oft zum Kummer des Historikers. Schon weit vor Beginn der eigentlichen Kunstbetrachtung wird der Schüler in einfacher Form darauf hingelenkt. Die Arbeiten der ganzen Klasse werden verglichen. Man stellt fest, daß jedes Bild aus anderer Entfernung betrachtet werden muß.

ACHTUNG!

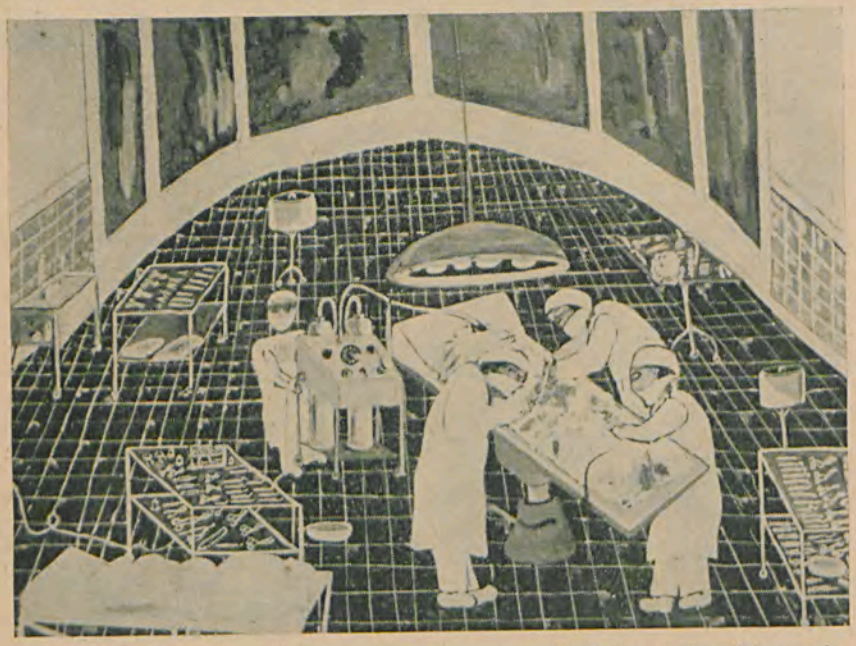
Am Sonnabend, 5. September 1953 begeht das Christianeum sein diesjähriges

SOMMERFEST

in den Räumen des Christianeums, Behringstr. 200.

Wir bitten die Eltern, Freunde und ehemaligen Schüler um regste Teilnahme.

Das Thema, sowohl das gestellte als auch das selbst gewählte, ist verschieden gut zum Ausdruck gekommen; wie gut ist die Fläche gegliedert usw. Auch als Schul- und Klassenschmuck werden weitgehend Schülerarbeiten im Wechselrahmen verwendet.
Als Beispiel mag das Bild „Operation" dienen, das in der Mittelstufe im Unterricht bei Herrn Brunk entstanden ist (Abb. 7). Die Atmosphäre der drei emsig arbeitenden Ärzte mit dem gespannt wartenden hinter dem Narkoseapparat in dem großen, mit Instrumententischen gefüllten Raum ist treffend gegeben. Man möchte glauben, der Schüler habe einer Operation beigewohnt oder sei selber einmal das Opfer einer solchen Prozedur gewesen. Aber der Schüler, der Arzt werden will, kannte keinen Operationssaal, sondern nur die zahnärztliche Praxis seines Onkels. Aus diesen Erinnerungen (wahrscheinlich spielen auch gesehene Abbildungen unbewußt eine Rolle) formt sich das Vorstellungsbild.
Seltsam mischen sich hier die Darstellungsstufen und fügen sich trotzdem zu einer Einheit. Bei der Ärztegruppe ist die ausdruckhafte Bewegung entschei-



dend. Im Gegensatz zu Kopf und Armen stehen die Füße unräumlich voreinander auf dem sehr räumlich gegebenen Fußboden. Das Blickzentrum des Bildes entwickelt sich aus der Mitte heraus nach rechts unten. Die leere Fahrbahre mit der zurückgebliebenen zerwühlten Decke bildet links unten das helle Gegengewicht. Mit besonderer Liebe sind die Wagen mit den Instrumenten behandelt, die auch besonders raumbildend wirken, sich aber dem Hauptgeschehen völlig unterordnen. Die dunklen Fenster im Hintergrund mit ihren verschwommenen, illusionistisch angedeuteten Lichtreflexen passen sich dem Ganzen nicht ein, sie sind nicht mit derselben klaren Aufmerksamkeit durchgeformt wie das übrige. Ebenfalls störend wirkt das kleine Fahrbassin mit Steckkontakt ganz links. Es gehört einer anderen Entwicklungsstufe an, im perspektivischen und beleuchtungsmäßigen Sinne wirkt es „richtiger", aber es wirkt nicht räumlicher als der neben ihm stehende Instrumentenwagen mit seiner „falschen" Perspektive. Richtig und falsch sind eben relative Begriffe, die für jede Vorstellungsstufe neu geklärt werden müssen. Man kann dieses Bild nicht als sachliche Schilderung einer Operation ansehen. Auch nicht als gut und

interessant geformtes farbiges Gebilde, zu dem das Thema nur den Vorwand bot, sondern als Rechenschaftsbericht: Wieviel wirklich bildhafte Vorstellung besitzt der Schüler von seinem künftigen Beruf?
Hier treten im kleinen Maßstab alle Probleme auf, die auch in der großen Kunst eine Rolle spielen. Die Liebe zum Thema als treibende Bildkraft, die konsequente Durchformung zur reinen Vorstellung (wobei die Gegenstände sachlich durchaus falsch dargestellt sein können), die richtige Gliederung der Fläche bzw. des Raumes im Sinne einer klaren Stufung in Haupt- und Nebensachen. Ferner Lebendigkeit, Ausdrucksstärke und Vereinfachung auf das Wesentliche. Man könnte hieran anknüpfend einmal die Anatomie des Dr. Tulp von Rembrandt oder eines der Bilder mit arbeitenden Menschen von Liebermann besprechen.

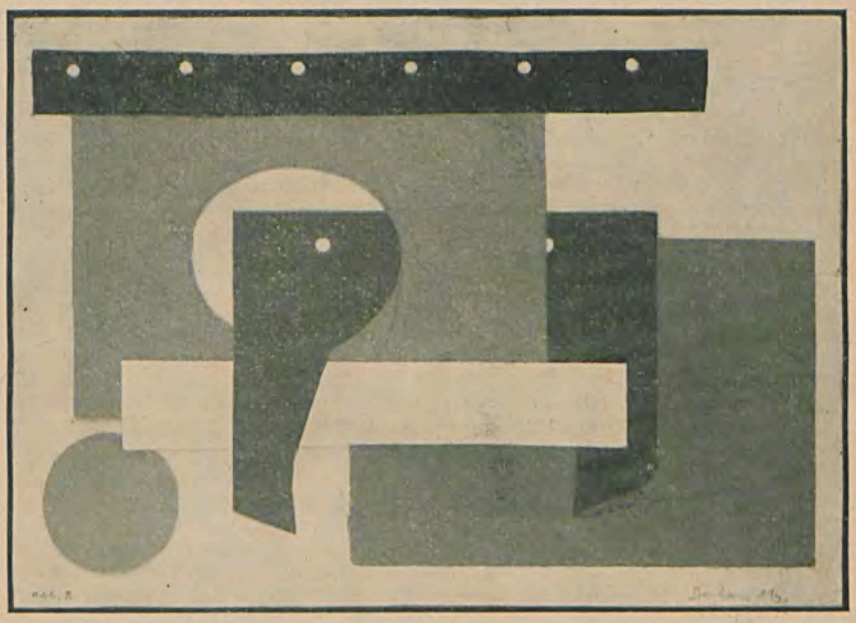


Abb. 8

Mancher Leser wird den Hinweis auf den Unterricht in den Darstellungsmitteln vermissen. Eine einfache Technik scheint doch unbedingt erforderlich und kann auch leicht gelehrt werden. Das wird sie natürlich auch, aber sehr am Rande und dem jeweiligen Bedürfnis des einzelnen Schülers angepaßt, selten als Klassenunterricht in Form von Farbübungen usw. Der Privatunterricht, den einzelne Schüler außerhalb der Schule genießen, gibt ein warnendes Beispiel. Eine zu stark entwickelte Darstellungstechnik zerstört die Einheitlichkeit des Vorstellungsbildes und die mutige Unbefangenheit, die man mit List und Tücke über die Pubertätszeit hinwegretten will. Jedes Eintrichtern von Fertigkeiten schlägt in diesem Fach leicht zum Negativen aus und widerspricht dem natürlichen Entwicklungsgesetz.
Nur Flächenübungen werden ausgiebiger behandelt, sei es in Form von Plakaten (ohne Werbeabsicht natürlich) oder als völlig freies Spiel der Flächen und Linien (Abb. 8). Es würde hier zuviel Raum einnehmen, die verschiedenen Gründe und Hintergründe zu beleuchten, warum man gerade in der Mittelstufe, zur Zeit der oben genannten Krise der Darstellungsfähigkeit mit Plakaten und Flächen beginnt. Auch wäre dies der Zeitpunkt, in verstärktem Maße mit Werkarbeit einzusetzen. Leider konnte bisher der Werkunterricht, dessen pädagogische Bedeutung oft unterschätzt wird, durch die Ungunst der Umstände an unserer Schule noch nicht voll ausgebaut werden. Die mannigfaltige rhyth-

mische Gliederung der Fläche und ihre Ausgewogenheit gehören zu den Grundelementen aller Darstellung. Außerdem werden hier die Phantasiekräfte des Schülers in ganz anderer Weise angesprochen als bei der Darstellung der wirklichen oder in der Vorstellung erlebten Dingwelt. Rhythmische architektonische Begabungen werden oft hier erst deutlich sichtbar. Es ist erstaunlich, wie individuell die Arbeiten von Schülern werden, denen man das gleiche einfache Material in die Hand gibt, z. B. beim Klebebild etwas farbiges Packpapier, Obsttüten, Briefumschläge und wenig Buntpapier.

Die hier gezeigte Abbildung 8 gibt ein Klebebild wieder. Eine außerordentlich sicher und architektonisch wirkende Gliederung von runden und rechteckigen farbigen Flächen. Die schwarze mit runden Löchern versehene Leiste oben mit dem Gegengewicht der dunklen blauen Fläche rechts unten. Ein großes gelbbraunes Rechteck aus Strohpappe mit ovalem Loch in der linken oberen Hälfte verdeckt einen Teil der dunkelblauen Rechteckfläche. Die dritte Hauptform, unten klammerartig und oben rechteckig, besteht aus rotem gehämmertem Karton und schiebt sich durch das Oval und kommt rechts hinter der gelbbraunen Pappe mit dem zweiten Arm heraus, noch einmal die beiden anderen Formen verbindend, verklammernd. Links unten liegt wiederum ein hellerer blauer Kreis als Gegenpol. Ein sehr heller gelblichweißer Streifen aus stark geprägtem Karton betont noch einmal die Waagerechte und steht in einem geradezu raffinierten leichten Kontrast zum gelbgrauen glatteren Untergrund. Der Schüler hat später Kirchenmodelle gebaut und ein ausgesprochenes architektonisches Interesse bewiesen.

Derartige Kompositionen schärfen das Urteil über alle Arten der Flächengliederungen, bei denen die Fläche selbst als materielle Gegebenheit wirkt, wie Plakat, Schrift, Bühnenbild, Wandgliederung der Architekten und vieles andere. Aber sie bilden auch wieder einen Zugang zur Malerei, und zwar nicht nur zur gegenstandslosen oder „absoluten" der Gegenwart, deren Gesetze keineswegs so neu sind, wie der Laie gerne glaubt, sondern ebensosehr zur alten Kunst. Hier gibt es Perioden stärksten dynamischen Flächenausdrucks, z. B. die byzantinische Kunst. Die magisch wirkende Ornamentik primitiver Völker wäre hier als völlig eigenes Kapitel zu nennen.

Auf der Oberstufe wird selten ein bestimmtes Thema gegeben. Der Schüler soll selbst seine Aufgabe suchen und sie dann allerdings konsequent zu Ende führen. Auch in der Kunstbetrachtung wird von ihm ein Referat über einen Künstler nach eigener Wahl verlangt. Freie Entfaltung der verschiedenen Veranlagungen nebeneinander sollen im kleinen Maßstab den Schüler mit den mannigfaltigen Möglichkeiten künstlerischer Äußerungen bekannt machen und ihn zu eigenen Versuchen in verschiedener Richtung anregen. Er soll Kunst verstehen lernen, sowohl alte als auch neue, die sich dem Wesen nach nicht unterscheidet. Ein gesundes Verhältnis zur eigenen Zeit ist nötig. Es muß sein Grundsatz sein, nur da zu urteilen, wo er die Formen aus ihrem eigenen Gesetz heraus begreift, also gut und schlecht innerhalb der gleichen Richtung unterscheiden kann, weil jeder falsche Maßstab nur zu Fehlurteilen führt. Er muß es selbst erfahren haben, daß Duldsamkeit allem Andersartigen gegenüber nicht nur eine schöne Tugend ist, sondern die unerbittliche Voraussetzung um die eigenen Grenzen zu erweitern.

Hilmer

BESCHREIBUNG EINES BILDES UND BEGRÜNDUNG SEINER WAHL

In der Kunsthalle hing ein Bild von Lovis Corinth: Abendstimmung über dem Luzerner See. Tritt man von weitem auf dieses Bild zu, so sieht man ein sattes, dunkles Blau, das das ganze Bild beherrscht. Je näher man herankommt, desto mehr zerfällt diese fast gleichmäßig dunkelblaue Fläche in drei Flächen.

In der Mitte der nachtblaue Gürtel der Berge: In sanften Rundungen in den Himmel gebuckelt und die Kuppen der Berge in dem Rotbraun der schon weit gesunkenen Sonne aufglühend. Der Fuß der Berge, entgegengesetzt ausschwingend zu den Buckeln der Gipfel, versinkt in dunklem Blau, aus dem die

Lichter eines Dorfes vereinzelt blinken. Ein Steg läuft ins Wasser und verbreitert sich nach beiden Seiten zu einem T. Samtschwarz spiegelt er sich in den Wellen, die dunkel und geheimnisvoll in die Bucht spielen und dann wieder hinausgleiten in den offenen See, in das hellere Blau-Grün, in dem sich der Himmel spiegelt und das Rotbraun der Berggipfel.

Als ich dieses Bild zuerst sah, wollte ich es nicht für einen Corinth halten, denn wenn man dieses Bild neben das vom Köhlbrand hält, so fällt sogleich ein großer Stilunterschied auf. Der Köhlbrand: Eine Impression — beinahe eine Photographie: Fast jede Einzelheit ist mit auf dem Bilde und verstärkt den Eindruck des Lebendigen, der Bewegung, der Unruhe, die die Nähe der Großstadt mit sich bringt.

Der abendliche See dagegen: Verzicht auf Einzelheiten, nur große Flächen, statt einer Wiedergabe der alltäglichen Wirklichkeit eine gesteigerte Ausdruckskraft des Wesentlichen: Eine Tendenz zum Expressionismus ist in diesem Bilde vorhanden.

Dieses satte Blau, das über den Bergen liegt und sich im Wasser und im Himmel spiegelt, vermag mehr zu sagen als Einzelheiten und nebensächliche Formen. Es drückt die Stimmung, die abendliche Ruhe, die aus dem See, aus den Bergen steigt, in seinen Schatten aus, die aus den Tiefen herauskriechen und sich als Schleier in den Himmel lösen.

Die Ruhe, die von diesem Bild ausgeht, die Formen, die ineinanderfließen oder sich verlieren im Dunkel, waren es wohl, die mich an diesem Bild anzogen. Ich liebe nicht das ganz Klare, scharf Begrenzte, die kleinen unruhigen Farbflächen, die mich das Bild vom Köhlbrand nicht so lieben ließen wie dieses — ich liebe die ruhige, die große, nicht klar begrenzte Fläche, ich liebe die dunkle, satte Farbe, in die sich das Helle verliert. Haase

ZWEI FRÜHLINGSGEDICHTE DES HORAZ

Solvitur acris hiems grata vice veris et Favoni,
trahuntque siccas machinae carinas
ac neque iam stabulis pecus gaudet aut arator igni
nec prata canis albicant pruinis.

Iam Cytherea choros ducit Venus imminente luna, 5
iunctaeque Nymphis Gratiae decentes
alterno terram quatiunt pede, dum graves Cyclopum
Volcanus ardens visit officinas.

Nunc decet aut viridi nitidum caput impedire myrto
aut flore, terrae quem ferunt solutae: 10
nunc et in umbrosis Fauno decet immolare lucis,
seu poscit agna sive malit haedo.

Pallida Mors aequo pulsat pede pauperum tabernas
regumque turris. O beate Sesti,
vitae summa brevis spem nos vetat inchoare longam; 15
iam te premet nox fabulaeque Manes

et domus exilis Plutonia. Quo simul mearis,
nec regna vini sortiere talis
nec tenerum Lycidan mirabere, quo calet iuventus
nunc omnis et mox virgines tepebunt. 20

Übersetzung:

Der grimme Winter läßt nach im freundlichen Wechsel mit Frühling und Föhn, die Rollen lassen die trockenen Kiele ins Wasser gleiten, das Vieh bleibt nicht gern mehr im Stall noch der Bauer am Feuer, und nicht mehr werden die Wiesen vom schneeigen Reif weiß.

Schon führt Venus aus Cythere den Reigen an — der Mond schaut zu — (5)
und die lieblichen Grazien im Verein mit den Nymphen tanzen im
Wechselschritt über den Boden hin, indes der Gott der Gluten Vulkan
die arbeitsreichen Schmieden der Cyclopen aufsucht.

Jetzt ist es an der Zeit, mit grüner Myrte das (salben)glänzende
Haupt zu umflechten oder mit Blumen, die die befreite Erde trägt; (10)
Jetzt ist es auch an der Zeit, im schattigen Hain dem Faunus zu
opfern, ob er nun ein Lamm fordert oder lieber mit einem Böckchen
verehrt werden will.

Der bleiche Tod pocht mit dem gleichen Fuß an die Buden der Armen
und an den Palast der großen Herren. Du reicher Sestius,
das kurze Fazit des Lebens verbietet uns, auf langehin Hoffnung (15)
zu fassen; bald wird Nacht dich bezwingen und die gespenstischen
Geister der Toten

und das enge Haus des Pluto. Wenn du einmal dorthin gegangen bist,
wirst Du nicht den Vorsitz beim Gelage durchs Los gewinnen, noch
den zarten Lycidas bewundern, für den jetzt alle Jugend schwärmt
und bald die jungen Mädchen glühen werden. (20)

Das Gedicht (I 4) gehört zu den einfachsten des Horaz und ist in seinem Aufbau auf den ersten Blick durchsichtig. Zwei große Bilder sind in scharfem Gegensatz unvermittelt nebeneinandergestellt. Das erste, das die Strophen 1—3 umfaßt, schildert den Frühling, in dem das Leben neu erwacht. Die erste Strophe beschreibt verschiedene Erscheinungsformen dieses Erwachens. Sie entstammen in gleicher Weise der Lebenssphäre der Natur wie dem Bereich, den wir als Kultur oder Zivilisation bezeichnen würden. Hierher gehören z. B. die Schiffe, die man zu Beginn des Frühjahrs über Rollen ins Meer zieht. Während des Winters ruhte im Altertum die Seefahrt, die Schiffe lagen den Winter hindurch auf dem Trockenen. Wenn so in diesen Versen zwei für unser Empfinden verschiedene, ja entgegengesetzte Welten vereinigt werden, so spricht das einheitliche Lebensgefühl der Antike. Und ebenso entspricht es antikem Empfinden, wenn das Erwachen neuen Lebens in der Natur sich in den Gestalten der Götter verleibt: Venus tanzt mit den Grazien im Mondeslicht, indes ihr Gatte Vulkan die feuerglänzenden Werkstätten der Kyklopen aufsucht. Auch der Mensch wird in dieses einheitliche Bild hineingenommen. Er kränzt sich mit dem jungen Grün und dankt mit Opfern dem Faunus, dem Gott der Herden und der Fruchtbarkeit.

Zu diesem in sich geschlossenen Bild des Frühlings treten die beiden letzten Strophen in schroffen Gegensatz. Sie sprechen von einer Grundtatsache alles horazischen Denkens, die sein Lebensgefühl beherrscht, von der Vergänglichkeit des menschlichen Daseins, vom Tod. Der klopft ohne Unterschied bei reich und arm an. Kurz ist das Leben, und an seinem Ende steht unabwendbar ewige Nacht und das Heer der Toten im Reich des Unterweltsgottes. Da gibt es nichts von dem, was hier das Leben verschönt: nicht die Freuden des Symposions im Freundeskreis, nicht die Schönheit, nicht die Liebe. Diese beiden Strophen wenden sich nachdrücklich an den Adressaten des Gedichts, an Horazens Jugendfreund Sestius.

Auf den Gegensatz dieser beiden Teile kommt alles an. Er zerreißt das Gedicht in zwei Hälften; sie sind durch einen tiefen Einschnitt geschieden, den kein Bindewort, auch kein Ausdruck des Gegensatzes überbrückt. Er tritt um so schärfer hervor, als die beiden Hälften in sich kaum weiter gegliedert sind, sondern geschlossene Einheiten bilden, er wird unterstrichen, wenn die Lautmalerei gerade in den Anfangsversen der beiden Hälften ihren Höhepunkt erreicht: in 1 malt die Alliteration grata vice veris et Favoni in Verbindung mit den hellen i- und e-Lauten die milden Frühlingslüfte, in 13 pallida Mors pulsat aequo pede pauperum tabernas wird dasselbe Kunstmittel in Verbindung mit dumpfen Vokalen angewandt, um das Anpochen des Todes, vor dem es kein Entrinnen gibt, hörbar werden zu lassen. So ist die Fuge zwischen

12 und 13 der Mittelpunkt des Gedichtes. Der Abgrund des Nichts, der sich in ihr zwischen den Bildern des Lebens und des Todes auftut, drückt stärker, als Worte könnten, die Unvermeidbarkeit des Vergehens aus. Deshalb ist es auch irrig, wie man wohl versucht hat, das Gedicht als Zwiegespräch aufzufassen. Danach spräche Sestius die ersten drei Strophen, dem der Dichter in den letzten zwei mahnend entgegnen würde. Ganz abgesehen davon, daß jede Kennzeichnung des Gespräches fehlt; abgesehen auch davon, daß der Aufbau eines Gedichtes aus zwei scharf getrennten Hälften Horaz nicht fremd ist — die Auffassung als Zwiegespräch bringt das Gedicht um seine eigentliche künstlerische Pointe. Sie besteht darin, ohne Worte, rein durch die monumentale Komposition in zwei Hälften, die Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles menschlichen Trachtens und Seins deutlich zu machen.

Horaz hat dasselbe Thema in einem zweiten Gedicht behandelt; es ist das 7. des IV. Odenbuches, ist also sicher später entstanden als I 4.

Diffugere nives, redeunt iam gramina campis	Die Winterstürme wichen, schon kehrt das Gras den Feldern wieder,
arboribusque comae;	und den Bäumen das Laub;
mutat terra vices, et decrescentia ripas	die Erde wandelt sich, die Flüsse treten zurück und
flumina praetereunt;	fließen in ihrem Bette dahin;
Gratia cum Nymphis geminisque sororibus audet 5	die Grazie mit den Nymphen und ihren beiden Schwestern wagt es wieder
ducere nuda choros.	unbekleidet den Reigen zu führen.
immortalia ne speres, monet annus et almum	Nicht auf unvergängliche Dauer zu hoffen, mahnt das Jahr und die
quae rapit hora diem.	Stunde, die den lebensspendenden Tag vergehen läßt.
Frigora mitescunt Zephyris, ver proterit aestas	Die Kälte wird vom Westwind gemildert, den Frühling verschlingt der Sommer,
interitura, simul 10	der vergehen muß, wenn
pomifer autumnus fruges profuderit et mox	der apfelreiche Herbst Früchte ausstreut, und bald
bruma recurrit iners.	kehrt der starre Winter zurück.
Damna tamen celeres reparant caelestia lunae;	Aber den Tod der Natur gleichen die schnellen Monde aus;
nos, ubi decidimus,	wenn wir dahin hinabgestiegen sind.
quo pius Aeneas, quo dives Tullus et Ancus, 15	wohin der fromme Aeneas, wohin der reiche Tullus und Ancus gingen,
pulvis et umbra sumus.	so sind wir nur Staub und Schatten.
Quis scit, an adiciant hodiernae tempora summae	Wer weiß, ob die Götter dem Fazit des
crastina di superi?	Heute den morgigen Tag hinzufügen?
Cuncta manus avidas fugient heredis, amico	Alles entgeht den gierigen Händen des Erben, was du
quae dederis animo. 20	deinem lieben Ich gönnst.
Cum semel occideris et de te splendida Minos	Wenn du einmal gestorben bist und Minos über dich

fecerit arbitria,	seinen glänzenden Wahrspruch gefällt hat,
non, Torquate, genus, non te facundia, non te	wird nicht dein Adel, Torquatus, nicht deine Redegabe, nicht deine
restituet pietas.	Pflichttreue dich dem Leben zurückgeben.
Infernis neque enim tenebris Diana pudicum	Denn weder erlöst Diana den reinen
liberat Hippolytum	Hippolytos aus dem Dunkel der Unterwelt,
nec Lethaea valet Theseus abrumpere caro	noch vermag Theseus dem Freunde
vincula Pirithoo.	Peirithoos die Fesseln der Lethe abzunehmen.

Man erkennt auf den ersten Blick die große Ähnlichkeit, die beide Gedichte m Thematischen verbindet. Eine ganze Reihe von Motiven kehrt dem Inhalt nach, viele sogar fast wörtlich wieder, besonders im Anfang. Auch IV 7 spricht vom Wintersende (IV 7, 1 ~ I 4, 1), vom neuen Sprießen und Grünen (IV 7, 1 ~ I 4, 4), vom Wandel der Erde (IV 7, 3 ~ I 4, 10). Auch hier tanzen Grazien und Nymphen (IV 7, 5—6 ~ I 4, 5—7), auch hier findet sich der Gedanke, daß keine irdischen Gaben und Güter gegen den Tod helfen (IV 7, 23—24 ~ I 4, 13 – 14, daß jede Hoffnung auf die Zukunft ungewiß ist (IV 7, 17—18 ~ I 4, 15), daß, wenn der Tod einmal gekommen ist (IV 7, 14 und 21 ~ I 4, 17), alles vorbei ist, daß er die radikale Vernichtung bedeutet (IV 7, 16 ~ I 4, 16). Das sind nur die auffälligsten Übereinstimmungen. Aber aus denselben Bausteinen ist hier ein ganz anderes Gedankengebäude aufgeführt. Auch IV 7 beginnt mit der Schilderung des Frühlings. Hier aber schließt der nächste Gedanke unmittelbar an. Auch hier wird der Anschluß nicht durch ein verbindendes Wort ausgedrückt, doch ist die Art des Gedankenfortschritts deutlich: das Erwachen des Lebens im Frühling darf nicht zu der Hoffnung verführen, es werde nun immer so bleiben. Das verbietet der Wechsel des Jahresablaufes, den die folgende dritte Strophe eindrucksvoll beschreibt bis zum neuen Erstarren der Natur im Frost des Winters. Und dennoch (13 tamen) — der Jahresablauf, markiert durch die Sterne am Himmel (13 caelestia) führt im Wechsel zum immer erneuten Erwachen im Frühling wie zur Wiederholung der Winterstarre. Für den Menschen aber bedeutet der Tod das abschließende Ende. Sind wir den Weg gegangen, den so viele vor uns gehen mußten — als Beispiel erscheinen Helden der römischen Vorzeit wie Aeneas und die Könige Tullus Hostilius und Ancus Marcius —, so ist alles vorbei, nur Staub und Schatten sind wir.

In doppeltem Abstieg führt so der Dichter vom Zauber des Frühlings zu dem Gedanken, daß dieser Zauber vorübergeht, und von da zu der Erkenntnis, daß wohl vergangene Jahreszeiten sich wiederholen, daß es aber für das menschliche Leben eine Wiederkehr nicht gibt. Dieser Gedankengang wird in den ersten vier Strophen vollzogen. Mit 16 pulvis et umbra sumus, Staub und Schatten sind wir, ist die entscheidende Einsicht, zu der das Gedicht führen will, erreicht. Der Rest dient der Ausmalung und Vertiefung. In der fünften Strophe tritt der Hinweis hinzu, daß der Zeitpunkt, an dem das Ende eintritt, unberechenbar ist. Daraus wird die bei Horaz so beliebte Folgerung gezogen, die Zeitspanne, die diesseits des Todes verbleibt, zu nutzen. Wenn diese Aufforderung hier die Form des Hinweises annimmt, daß alles, was man sich gönnt, ja nur dem Erben abgeht, so ist das deutlicher als der knappe Hinweis in dem Postumus — Gedicht II 14. Aber der Gedanke an den Erben lag dem Römer nahe in einer Zeit, in der das Umschmeicheln und Umwerben reicher Verwandter und Freunde um der Erbschaft willen eines der beliebtesten Mittel war, zu Geld zu kommen. Nach diesem Hinweis nimmt, ihn begründend, die

folgende Strophe den Gedanken der vorangehenden wieder auf — 21 cum semel occideris, wenn du einmal gestorben bist, entspricht 14 ubi decidimus, wenn wir hinabgestiegen sind — und wendet ihn nun persönlich auf den Adressaten, einen uns wenig bekannten Freund des Dichters an. Alle seine Vorzüge helfen ihm nicht, führen ihn nicht ins Leben zurück, wenn erst einmal der Totenrichter Minos sein Urteil über seine Lebensführung gesprochen und ihm demgemäß seinen Platz in der Unterwelt angewiesen hat. Denn nicht einmal Götter oder Heroen sind der alles bezwingenden Macht gewachsen, die der Tod über den Menschen hat. Als Beispiel für die Götter nennt der Dichter Diana: den treuesten und liebsten Verehrer, Hippolytos, der sich ganz ihrem Dienst geweiht hatte und den falsches Zeugnis seiner Stiefmutter Phädra und der Zorn seines Vaters unschuldig dem Tod überantwortet hatten, vermag die Göttin nicht dem Totenreiche zu entreißen, und dasselbe gilt für den sagenhaften Gründer von Athen, den Halbgott Theseus; sein Freund Peirithoos war in die Unterwelt hinabgestiegen, um die Göttin Persephone zu gewinnen. Zur Strafe wurde er dort gefesselt mit Fesseln, die Horaz nach dem Unterwelts- und Vergessensquell Lethe als lethäisch bezeichnet; und obwohl Theseus in treuer Freundschaft zu ihm hinabsteigt, kann er ihm nicht helfen.

So ziehen die letzten drei Strophen aus dem allgemeinen Gedanken, den die ersten vier entwickelt hatten, die Folgerungen für das Leben in dieser Welt, wenden ihn speziell auf den Adressaten an und begründen ihn erneut und verstärkt durch den Hinweis darauf, daß selbst die Überirdischen dem Sterben der Menschen gegenüber machtlos sind.

Auch IV 7 bringt die Unabwendbarkeit des Todes nachdrücklich zum Ausdruck. Aber das geschieht mit anderen Mitteln als in I 4. War dort die ganze Wirkung auf ein Kompositionsprinzip gestellt, das den Grundgedanken monumental zum Ausdruck brachte, ohne ihn im einzelnen zu entwickeln, so wird er hier in mehrfachem Gedankenfortschritt eindringlich gestaltet und der Leser auf diesem Wege des Denkens von Stufe zu Stufe bis zur abschließenden Erkenntnis geführt. Wer wollte entscheiden, welche Art die eindrucksvollere und schönere ist? Aber indem Horaz den gleichen Gedanken in so verschiedener Weise mit gleicher Intensität zum Ausdruck bringt, wird etwas Wichtiges deutlich, tritt etwas für die Lyrik Wesentliches hervor. Wir erkennen im Nebeneinander der beiden thematisch gleichen, in der Ausformung verschiedenen Gedichte, daß beim lyrischen Kunstwerk auf den Inhalt wenig oder gar nichts, auf den Gehalt viel und infolgedessen auf die Form alles ankommt.

Hans Oppermann

UNSERE FAHRT NACH CELLE

80 Schüler der Oberstufe sowie einige Lehrer ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen, für 5,— DM an einer Fahrt unter der Führung Professor Dr. Oppermanns nach Celle teilzunehmen. Der Aufenthalt in Celle bot vielerlei. So hatten die Pferdekenner Gelegenheit, sich der leeren Ställe des Celler Gestüts zu erfreuen. Die Kunstfreunde — und um ihretwillen war die Reise ja gemacht — kamen auf ihre Kosten, als das ehemalige Residenzschloß der Herzöge von Braunschweig—Lüneburg—Celle aus dem 14. Jahrh., 1760—80 umgebaut, besichtigt wurde. Erwähnenswert die Renaissancekapelle, „ein kunstgeschichtliches Unicum", wie uns der Führer unter Berufung auf Lichtwark mitteilte, neben dem profanen Raum, dem Schloßtheater.

Im Mittelpunkt unseres Aufenthaltes stand aber die Ausstellung von Vasen und Bronzen aus der antiken Frühzeit, etwa von 1000—500 vor Chr. Herr Dr. Wolfgang Scheffler schuf aus der Fülle der zumeist aus der Antiken-Abteilung der Berliner Museen stammenden Kunstgegenstände, die in Celle aufbewahrt werden, diese Zusammenstellung. Er führte uns selbst, und die Begegnung mit den Funden des klassischen Bodens in natura war ein Erlebnis. Bevor ich die Entwicklung der Töpferei, wie sie in der Ausstellung gegeben,

kurz nachzeichne, muß ich vorausschicken, daß sich die Töpfer nicht nur um die Schönheit der Form, sondern ebenso um deren Zweckmäßigkeit bemühten, die nie an Bedeutung verlor.
Zur Farbgebung diente verflüssigter Ton, sogenannter Schlicker, der flüssig als Lasur, in verdicktem Zustand als Malmittel Verwendung fand. In einem dreiphasigen Brand wurde erreicht, daß im allgemeinen die Lasur rot, die dickere Schlickerbemalung schwarz erschien. Auch weiße Farbe konnte verwandt werden, aus eisenarmem weißbrennendem Ton gewonnen. Violettrot bewirkte man durch Zusätze zum Tonbrei.
In der submykenischen Keramik (um 1200) finden sich schon Ansätze der Geometrisierung. Die vorher in der kretisch-mykenischen Kultur naturnah dargestellten Polypen z. B. werden stilisiert. Die Fangarme erhalten keine Saugnäpfe mehr, an ihre Stelle sind Spiralen getreten. Das dekorative Beiwerk findet sich nur noch auf der Schulter der Gefäße. Es sind zwiebelförmig

zugespitzte, prall gewölbte Kannen und dreihenklige Gefäße. Diese Vasenform ist noch nicht so langgestreckt wie später die der Amphora. Erst in der attisch-geometrischen Keramik begegnen wir dieser Form; sie entwickelte sich nach Abschluß der langen Periode der Einwanderungen in Griechenland durch die Dorische Wanderung. Die Amphora hat einen eiförmigen Bauch mit einem etwas gebogenen, zylindrischen, scharf abgesetzten Hals, der von zwei steilen auf der Vasenschulter stehenden Henkeln ergriffen wird.

Ornamente wie das Mäandermuster treten am Hals der Vasen auf. Die einfachen Formen und das spärliche dekorative Beiwerk werden abgelöst von geometrisch stilisierten Menschen und Tieren. Die Fläche wird in wunderbarer Ordnung mehr und mehr gefüllt. Auch plastische Mittel werden angewandt, z. B. sei ein Gefäßdeckel genannt, dessen Griff drei Pferde bilden. Unter der böotischen Keramik, die den geometrischen Stil aufnahm, fand sich schon der sog. „orientalisierende Stil", der um 600 Einfluß gewann. Er war durch ein Kästchen vertreten, das neben Tieren und Hakenkreuzen die

orientalische Göttermutter geflügelt zeigt. Bezeichnend für den orientalisierenden Stil sind die Tierstreifen. Die vorherrschende Vasenform ist die vierhenklige Schale, meist mit hohem, kräftigem Fuß. Da die stilisierten Wasservögel darauf erst richtig wirken, wenn man die Schalen umdreht, wird angenommen, daß man sie an den Ösen mit der Unterseite nach außen aufgehängt hat.

In der altkorinthischen Keramik mit ihren kugelig-bauchigen, gedrungenen, der üppigen Lebensfreude dieser Stadt entsprechenden Gefäßformen finden sich Figuren von sehr lebendigem Ausdruck, der noch durch Ritzzeichnungen verstärkt wird.

Durch gute Ausgewogenheit in der Aufteilung der Fläche und durch erstaunliche Einfachheit in der Form zeichnen sich die geometrischen Ornamente auf den Rhodischen Gefäßen aus.

Dagegen ist die italisch-geometrische Ornamentik, die man vor 1000 setzt, viel gröber und unharmonischer, wenn auch die Gefäße selbst sehr schön und vielfältig in der Form sind. Man denke an die kugelig-eiförmigen Gefäße mit Schachbrettmuster.

Außer den Vasen sind ausdrucksvolle etruskische Bronze-Statuetten ausgestellt, deren zum Teil zur Spindeldürre abstrahierte Körper uns bekannten Plastiken an der Alster gleichen. Es handelt sich hier um altertümliche Arbeiten des 6. Jahrh. Innerhalb des archaischen Stils ist zu beobachten, wie sich unter griechischem Einfluß der Körper mehr füllt und rundet.

Wir können es uns kaum vorstellen, daß man einmal so großen Wert gelegt hat auf die Dekoration der „Gebrauchsgegenstände". Sie erfolgt heute, wenn überhaupt, durchweg nur noch maschinell und gerät in die Bahn eines (Kunst-) Gewerbes. Das liegt wohl darin begründet, daß man heute nicht mehr pflegt, was die Griechen Kallos nannten. M. Winter 12g 1

DAS GESICHT EINER 7. KLASSE IN ZAHLEN

Nun hat die bunt zusammengewürfelte, sorgfältig „ausgelesene" Schar unserer diesjährigen Neulinge die ersten Wochen im Christianeum hinter sich. Bei der Entlassung in die Pfingstferien war schon deutlich zu spüren, daß die Zeit der höchsten Spannungen und Erwartungen abgeklungen und in den arbeitsfreudigen, vorantreibenden Alltag der großen, alten Schule übergegangen war. Die Jungen haben sich und ihre Lehrer kennengelernt, sie haben sich eingelebt und sind auf dem Wege, eine Gemeinschaft zu bilden. Sie wissen noch nicht, daß dieser Kreis von größter Bedeutung für sie ist, weil er sie in den aufnahmefreudigsten Jahren ihres Lebens zusammenhalten soll. Für uns Lehrer ergibt sich mit jedem Jahrgang, den wir übernehmen, die neue Aufgabe: Zu erkennen, welche Form sich bilden will, wo wir helfen, können, was wir beachten müssen. Zum persönlichen Umgang bleiben uns je Klasse bestenfalls 8 bis 10 Schulstunden. Das ist bei fast 40 Jungen wenig. Deshalb sind wir auch darauf angewiesen, auf und zwischen den Zeilen zu lesen. So sind die nachfolgenden Aufstellungen aus Angaben und Arbeiten

ACHTUNG!

Nächstes WINTERFEST

des Vereins der Freunde des Christianeums
am Sonnabend, dem 7. November 1953,
in der Elbschloßbrauerei Nienstedten.

der Schüler einer 7. Klasse entstanden. Für den, der Zahlen zu deuten vermag, können sie ein Spiegel sein, der ihm hilft, das Gesicht einer Klasse des Jahrganges 1953/54 zu verstehen.

Als erste tauchte die Frage auf: Woher kommen die Jungen? Dabei ergeben sich 11 Schulen, allerdings stellen 3 Schulen den Hauptanteil von 68 % (Übersicht 1). Die zweite Frage ist: Woher stammen sie? Auch dabei treten wieder 12 verschiedene Namen auf, jedoch steht Hamburg mit 60 % bei weitem an der Spitze. Auffallenderweise steht an zweiter Stelle Berlin. Aus den anderen Orten ist nur in 4—5 Fällen ein Zuzug nach dem Kriege zu vermuten (Übers. 2).

Übersicht 1:

Aus welchen Schulen sie kommen

1. Waitzstraße	9 Jungen	68 %
2. Osdorfer Weg	8 Jungen	
3. Röbbek	8 Jungen	
4. Bleickenallee	3 Jungen	
5. Haubachstraße	2 Jungen	
6. Karl-Theodor-Str.	2 Jungen	
7. Ludwigstraße	1 Junge	
8. Ochtmissen	1 Junge	
9. Boveschule	1 Junge	
10. Elmshorn	1 Junge	
11. Christianeum	1 Junge	
11 Schulen schicken	37 Jungen	

Übersicht 2:

Geburtsorte der Jungen

1. Hamburg	22mal
2. Berlin	5mal
3. Bremen	1mal
4. Eckernförde	1mal
5. Yokohama	1mal
6. Kiel	1mal
7. Klostergrab	1mal
8. Meldorf	1mal
9. Nürnberg	1mal
10. Perleberg	1mal
11. Schlochau	1mal
12. Wien	1mal
Hamburger	60 %
Nichthamburger	40 %

Wie es mit den Geschwisterzahlen aussieht, zeigt Übersicht 3. Nur einmal hat ein Junge vier Geschwister, dagegen ist die Zahl der „Einzigen" groß; am größten jedoch ist die Zahl der Jungen, die aus Familien mit zwei Kindern stammen. Als Durchschnitt ergibt sich die Zahl von 2,4 Kindern je Familie. Das ist erschreckend gering, wenn man bedenkt, daß die Familien mit nur einem Mädchen oder mit gar keinen Kindern nicht in Erscheinung treten. So wird verständlich, daß nur 6 Jungen von Geschwistern „umgeben" sind (Übersicht 4).

Übersicht 3:

Geschwisterzahlen:

Die Jungen stammen aus Familien mit

		zusammen
1 Kind	7	7 Kinder
2 Kindern	15	30 Kinder
3 Kindern	9	27 Kinder
4 Kindern	5	20 Kinder
5 Kindern	1	5 Kinder
	37	von 89 Kindern

davon sind 58 Jungen
31 Mädchen

Übersicht 4:

Unter den 37 Jungen sind

älteste Söhne	15
jüngste Söhne	9
einzige Söhne	7
mittlere Söhne	6
	37

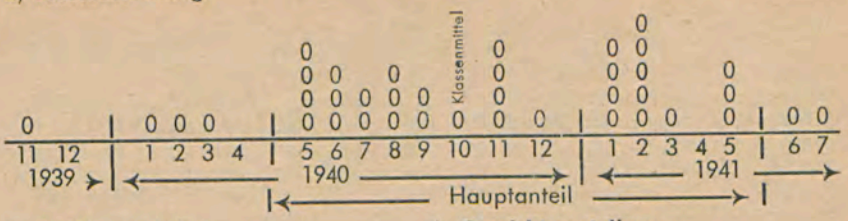
Altersmäßig erstreckt sich die Verteilung über 1 Jahr und 9 Monate vom November 39 bis Juli 41, doch hebt sich deutlich die Spanne von Mai 40 bis Mai 41 heraus (Übersicht 5). Das Mittel liegt im Oktober 40. Die Größe der Jungen schwankt zwischen 1,38 m und 1,60 m, das mittlere Maß beträgt 1,53 m. Das mittlere Gewicht liegt bei 40 kg zwischen dem Fliegengewicht von 32 kg und dem Schwerstgewicht von 45 kg.

Erfreulich ist, daß schon 14 Freischwimmer vorhanden sind, unter denen sich 6 Fahrtenschwimmer befinden. Auch die Zahl der Fahrradbesitzer ist hoch, aber auch die übrigen 11 Jungen können radfahren. (Übersicht 6)

In der Berufsübersicht der Väter (7) erkennt man deutlich die Hansestadt, während die düstere Gruppe „ohne Väter" schon an zweiter Stelle folgt. Wichtig ist noch die Zahl der Jungen, bei denen weder Vater noch Mutter die

Übersicht 5:

a) **Altersverteilung**



b) **Größenverteilung**

		Hamburger Durchschnitt
Der Kleinste (12 J.)	1,38 m	1,45 m
der Größte (13½ J.)	1,60 m	1,53 m
Kl.-Mittel (12½ J.)	1,53 m	1,48 m

c) **Gewichtsverteilung**

		Hamburger Durchschnitt
Der leichteste (12½ J.)	32 kg	38 kg
die Schwersten (13 J.)	45 kg	40 kg
Kl.-Mittel (12½ J.)	40 kg	38 kg

Übersicht 6:

Schwimmen und Radfahren

Freischwimmer	14
davon Fahrtenschwimmer	6
Fahrradbesitzer	26
Fahrer ohne Rad	11

höhere Schule besucht hat, die sich also einem völligen Neuland gegenübersehen (Übers. 8). Es zeigt sich, daß dies bei keinem Jungen der Fall ist, wenn wir die Real- und Mittelschulen mit in Betracht ziehen.

Übersicht 7:

Die Berufe der Väter

1. Kaufm. Berufe	10mal
2. ohne Väter	7mal
3. Juristen	4mal
4. Ärzte	3mal
5. Bundesbahnräte	2mal
6.—16. Architekt, Bergassessor, Bordelektriker, Diakon, Krim.-Komm., Lehrer, Musikinstrumentenbaumeister, Redakteur, Regierungsrat, Schiffsoffizier, Schriftsteller	je 1mal
insgesamt	37

Übersicht 8:

Höhere Schule und Familie

Von den Eltern besuchten die höhere Schule:

beide Teile	in 25 Familien
ein Teil	in 12 Familien
kein Teil	in 0 Familien
	37 Familien

Von den Geschwistern besuchen

die W.O. (auch früher)	6 Ju.	10 Mä.
die T.O.	4 Ju.	7 Mä.
die P.O.	— Ju.	1 Mä.
die Grundschule	10 Ju.	10 Mä.
noch keine Schule	1 Ju.	3 Mä.

Neben diesen Feststellungen von Tatsachen lassen sich in entsprechender Weise fortlaufend die Leistungen der Jungen betrachten. Es ist erstaunlich, daß bei aller Vorsicht schon sehr zeitig gewisse Kennzeichen auftreten, wie sie sich mit den neuen Anforderungen abfinden. Doch ist es noch zu früh, darüber zu berichten.

Gewiß, es ist ein dürftiges Bild, das durch die wenigen Züge entsteht, weil die Hauptsache fehlt: das Leben, das sich nicht in einige Tabellen pressen läßt. Aber trotzdem, wie ich mir bei einer schwierigen Zeichnung gern über die Lage des Horizontes und der Fluchtpunkte klarwerde oder einige Hilfslinien andeute, so nützen mir die Aufstellungen dort, wo Gefühl und Herz durch nüchternes Wissen ergänzt werden. Eltern und Freunde jedoch mögen Vergleiche finden, wo sie ihre Jungen einordnen oder ihre eigene Klasse im Wandel der Zeit wiedererkennen können. Geißler.

VEREIN DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS E. V.

Bericht

über die Mitgliederversammlung des Vereins der Freunde des Christianeums zu Hamburg-Altona e. V., am 25. November 1952.

Die auf den 25. November 1952 in das Christianeum einberufene Mitgliederversammlung war erwartungsgemäß sehr schwach besucht. Von 605 Mitgliedern des Vereins waren nur 12 anwesend. Wir erblicken darin einen Vertrauensbeweis für das Wirken der Leitung und eine Rechtfertigung unserer bisherigen Praxis, von der jährlichen Abhaltung von Mitgliederversammlungen abzusehen und unsere Mitteilungen durch das „Christianeum" zu machen. Wir werden auch in Zukunft die Mitglieder nur dann zusammenrufen, wenn das Interesse des Vereins dies erfordert.

Die letzte Mitgliederversammlung war notwendig, weil das Finanzamt, nachdem es den Verein als steuerbegünstigt anerkannt hat, eine Ergänzung der Satzung verlangte. Der § 1 unserer Satzung ist antragsgemäß einstimmig dahin geändert, daß er hinfort lautet:

„Der Verein führt den Namen ‚Verein der Freunde des Christianeums zu Hamburg-Altona e. V.' und hat seinen Sitz in der Hansestadt Hamburg.
Der Zweck des Vereins besteht darin, das Christianeum in der Hansestadt Hamburg in seinem Bestreben, die ihm anvertraute Jugend zu sittlich hochstehenden, geistig und körperlich tüchtigen deutschen Männern heranzubilden, zu unterstützen, und zwar insbesondere durch Beschaffung zusätzlicher Mittel. Ein wirtschaftlicher Geschäftsbetrieb und die Erzielung von Geschäftsgewinn sind ausgeschlossen. Die Mitglieder dürfen keine Zuwendungen aus Mitteln des Vereins erhalten. Der Verein darf keine Person durch Verwaltungsausgaben, die dem Zweck des Vereins fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigen."

Der Schatzmeister erstattete darauf einen Lage- und Kassenbericht seit der Währungsreform und teilte folgendes mit:

„Durch RM-Umwandlung 1948 und 1949 hatte die Kasse einen Bestand von 150,69 DM. Die Einnahmen in den Kalenderjahren 1948 bis einschließlich 1951 betragen zusammen 14 953,15 DM, die Ausgaben in der gleichen Zeit 14 494,28 DM. Die beiden wichtigsten Posten in der Ausgabe sind: Weiterleitung an das Christianeum mit 6982,– DM und Druck des ‚Christianeums' mit 3058,60 DM. Die Kasse hatte am 31. Dezember 1951 einen Bestand von 609,56 DM. Das Christianeum hat in den vier Jahren durch die genannte Summe erhalten: eine Bühne, einen Vervielfältigungsapparat, einen Fahrradständer, einen Wanderpreis, eine Beihilfe für Schülerreisen, Lichtbilder, Apparate für die Physik und die Chemie, Mappen für den Zeichenunterricht, Bücher für die Schulbibliotheken, Musikinstrumente. — Die Kassenprüfung ist seit der Währungsreform alljährlich einmal auf Beschluß des Vorstandes durch zwei oder drei vom Direktor des Christianeums bestimmte Herren, die keine Beziehung zum Vorstand haben, vorgenommen worden; die Kasse wurde jedesmal für richtig befunden. — Die Mitgliederzahl betrug am 31. Dezember 1948: 324 und am 31. Dezember 1951: 530.

Seit 1. Januar 1952 hat das Christianeum 2821,50 DM erhalten (damit ist die Summe seit der Währungsreform auf fast 10 000,— DM gestiegen); die Mitgliederzahl ist auf 605 angewachsen.

Dem Gesamtvorstand wurde darauf für die Vergangenheit von der Versammlung einstimmig Entlastung erteilt.

Um den Mitgliedern des Vereins die Möglichkeit einer anderen Zusammensetzung des Vorstandes zu geben, hatten die fünf gewählten Mitglieder des Vorstandes ihre Ämter zur Verfügung gestellt. Unter Leitung des Herrn Oberstudiendirektor Dr. Lange wurde einstimmig die Wiederwahl des bisherigen Vorstandes beschlossen. Die gewählten Mitglieder des Vorstandes sind somit nach wie vor:

1. Professor Dr. med. Hans-Ludwig Kowitz,
2. Oberstudiendirektor i. R. Lic. Dr. Lau,
3. Rechtsanwalt und Notar Dr. Max Raabe,
4. Senatspräsident Ludwig H. Willers,
5. Leitender Regierungsdirektor Otto von Zerssen.

In einer der Mitgliederversammlung folgenden Sitzung des Vorstandes wurde darauf Herr Dr. Max Raabe einstimmig wieder zum Vorsitzenden des Vorstandes gewählt. Dieser bestimmte Herrn Senatspräsident Willers zu seinem Stellvertreter und Herrn Prof. Dr. Kowitz zum Schriftführer.

Für den Verein der Freunde
Dr. Raabe

BERICHT ÜBER DAS GESCHÄFTSJAHR 1952/1953

Bevor der vorstehende Bericht zum Abdruck kommen konnte, ist das Geschäftsjahr 1952/1953 zu Ende gegangen. Es soll deshalb noch folgendes nachgetragen werden:

Das verflossene Geschäftsjahr hat sich erfolgreich entwickelt. Die Zahl der Mitglieder ist weiterhin gestiegen. Sie betrug am 1. April 1953 einschließlich der Spender: 682 gegen 541 zum gleichen Zeitpunkt des Vorjahres. An diesem Mitgliederzuwachs sind erfreulicherweise die Eltern der Schüler wieder stark beteiligt.

Dementsprechend zeigen die Leistungen des Vereins einen weiteren Anstieg: Die Zuwendungen an die Schule konnten von 2545,— DM im Vorjahre auf 2921,— DM im Berichtsjahre gesteigert werden. Im einzelnen ergibt sich die Entwicklung der Kasse aus der nachfolgenden Aufstellung:

Kassenbestand am 1. 4. 52		682,52 DM
Beiträge, Spenden		5 594,37 DM
Winterfest-Einnahmen		605,05 DM
Zinsen		0,96 DM
Erstattungen		51,55 DM
		6 934,45 DM
Gebühren	247,29 DM	
Porto, Telefon, Bahn	341,39 DM	
Druck	1 011,— DM	
Bürobedarf	298,20 DM	
Winterfest-Ausgaben	689,95 DM	
Sonstiges	158,72 DM	
An Christianeum	2 921,50 DM	
	5 668,05 DM	
Kassenbestand am 31. 3. 1953	1 266,40 DM	
	6 934,45 DM	6 934,45 DM

Wir gehen also mit einem Kassenbestand von 1 266,40 DM — gegen 682,52 DM im Vorjahre — in das neue Geschäftsjahr hinein.

Der Vorstand trat dreimal zu einer Sitzung zusammen, außerdem fand eine ordentliche Mitgliederversammlung statt, über die oben berichtet ist.

Die Kassenführung ist durch die von der Schulverwaltung zur Verfügung gestellten Kassenprüfer Herren Studienräte Hamfeldt und Smith geprüft und gebilligt. Dem Schatzmeister wird demgemäß Entlastung erteilt. Raabe

FAMILIEN-NACHRICHTEN

Verstorben:

Tilly Hüpeden, Hamburg-Blankenese, Wilhelmsallee 2.
Joachim Holz, Kaufmann, Hamburg-Groß-Flottbek, Walderseestr. 102, (gestorben in St. Moritz am 29. 1. 1953).
Dr. Willi Skalka, Syndikus, am 28. März 1953 (Abit. 1900).

Verlobt:

H. G. Wilfried Ortlepp mit Christa-Maria Grüneberg, Hamburg-Othmarschen, am 25. Januar 1953.
Manfred Hemming mit Elisabeth Gramm, Hamburg, am 19. April 1953.

Verheiratet:

Egbert von Oswald (Abit. 1944) mit Mari Ann geb. von Bismarck, Hamburg-Nienstedten, am 20. Oktober 1952.
Wolfgang Junghans mit Ingeborg, geb. Friebe, Hamburg-Othmarschen, am 1. April 1953.

Jürgen Heuer, Abitur 47, Kl. 12a, jetzt in Firma: Juan H. Krüger, Import-Export, Casilla 2440, Quito (Ecuador), sendet Grüße.

VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER (V.E.C.) E. V.

Bericht über das Jahr 1952

Im Geschäftsjahr (Kalenderjahr) 1952 fanden die vier traditionellen Veranstaltungen statt: Ostern das besonders dem jüngsten Jahrgang gewidmete Zusammensein im „Haus Hochkamp", Anfang Juli eine Motorbootfahrt mit Angehörigen und Freunden nach Glückstadt, die Jürgen Rusche im Dezemberheft 1952 so launig und anschaulich beschrieben hat, Anfang September das Pinnebergfest mit Damen, das leider wegen dreier am gleichen Tage stattfindender Feste Altonaer Schulen schwach besucht war, und Weihnachten ein zweites Zusammensein im „Haus Hochkamp".

Auf der Weihnachtsversammlung wurde für unser verehrtes Mitglied, Bergwerksdirektor a. D. Liesegang, der gebeten hatte, ihn nach mehrjähriger Tätigkeit von seinem Amt zu entbinden, unser eifriges Mitglied Detlef Walter zum Kassenwart gewählt. Herrn Liesegang sei auch an dieser Stelle für seine ebenso mühevolle wie vorbildliche, gewissenhafte Tätigkeit der herzlichste Dank der V.e.C. ausgesprochen. Der Unterzeichnete bat, zumal er nunmehr ungefähr 30 Jahre hindurch (mit zeitbedingten Pausen) den Vorsitz geführt hatte, an seiner Stelle einen Jüngeren zum Vorsitzenden zu wählen. Es fand sich aber niemand, der das Amt übernehmen wollte, so daß es bei der bisherigen Leitung der Vereinigung verbleiben muß. Die übrigen Mitglieder des Vorstandes, vor allem Carl Boie Salchow, Detlef Walter und Hermann Richter werden sicherlich weiterhin durch ihre bewährte dankenswerte Mitarbeit dem Vorsitzenden die Arbeit leicht machen.

Die Mitgliederzahl der Vereinigung beträgt zur Zeit 240. Leider läßt der Eingang der Beitragszahlungen sehr zu wünschen übrig. Die Säumigen mögen bedenken, daß die Hälfte aller eingehenden Beiträge für das „Christianeum" abgeführt wird und daß die Barkassenfahrt und leider in diesem Jahr auch das Pinneberger Fest erhebliche Zuschüsse erforderten. Der Rest wird für Porto und sonstige Geschäftsunkosten verbraucht. Man möge auch bedenken, daß der Beitrag trotz der gestiegenen Lebenshaltungskosten und Vergütungen der gleiche geblieben ist. Also . . . . !

Otto v. Zerssen

WECHSEL IM VORSTAND DER V.E.C.

Am 9. April 1953 wurde mir die Aufgabe des Kassenwartes der V.e.C. übertragen. Ich danke meinem Vorgänger, Herrn Bergwerksdirektor Carl Liesegang, für die bisher geleistete Arbeit, und ich werde mich bemühen, das Amt gleich ihm gut zu verwalten.

Weiterhin werde ich mich wie bisher der Gestaltung unseres geselligen Lebens in der V.e.C. widmen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich alle Ehemaligen herzlich bitten, mich bei der Durchführung meiner Aufgaben zu unterstützen und die fälligen sowie die noch rückständigen Beiträge (pro Jahr 3,— DM) auf eines unserer Konten

(Postscheckkonto Hamburg 10780, Hamburger Sparcasse v. 1827 Nr. 65e/982729) zu überweisen und uns damit die Aufwendungen für Mahnungen zu ersparen.
Hamburg-Gr.-Flottbek, Grotenkamp 48, Tel. 89 11 78 Detlef Walter
Im April 1953

ZWEI TREFFEN ALTER CHRISTIANEER IM NOVEMBER 1952

1. Max Otto aus Buenos Aires, Sucre 3441, Abiturient 1911, war wieder einmal in seiner alten Heimat. Als er 1938 mit seiner ganzen Familie in Deutschland war, erfreute ihn das neue Christianeum sehr, erschüttert war er dagegen über die große Zahl der im ersten Weltkrieg gefallenen Christianeer, wie sie auf der Ehrentafel Namen hinter Namen verzeichnet waren.

Dieses Mal brachte er seinen ältesten Sohn — wie er selbst Ingenieur — bei den Motor-Werken in Köln-Deutz unter. Mit ihm trafen sich am 8. November 1952 folgende ehemalige Christianeer:

Ludwig Fassbender
Ingo Türck
Bernhard Lamke
Thomas Suck
und Eduard Uterharck.

Sie saßen bei Sagebiel in Blankenese hoch über der Elbe zusammen und sahen die Schiffe fahren wie in alten Zeiten. Der gegenseitige Gesamteindruck war: Wir sind zwar gealtert, aber haben alle im Alter gewonnen. Während Max Otto das argentinische Klima älter als die anderen gemacht zu haben schien, hatte Thomas Suck das indische offenbar gutgetan.

2. Schon bevor diese Zusammenkunft gestartet war, hatte Thomas Suck bei seinem jetzigen Aufenthalt in Hamburg zu einem Treffen alter Mitschüler der Geburtsjahrgänge um 1890 herum auf Sonnabend, den 15. November 1952, in das Hotel „Fürst Bismarck" aufgerufen. Hier kamen in einem Zimmer, wo die alten Christianeer ganz unter sich waren, nicht weniger als 21 Ehemalige zusammen, gedachten der gemeinsamen Schulzeit und der noch lebenden und der schon dahingegangenen Schulkameraden. Anwesend waren:

Martin Ehrich
Martin Feddersen
Hinrich Franzen
Ernst Franzenburg
Georg Glaubitz
Heinrich Hall
Wilhelm Hartleb
Bernhard Kressner
Ernst Lahrmann
Bernhard Lamke
Willy Munsche
Paul Nagel
Werner Reinsch
Reinecken
Günther Scharmer
Thomas Suck
Johannes Thomsen
Ingo Türck
Eduard Uterharck
Wilhelm Wünsch
Otto v. Zerssen.

Manche hatten sich über 40 Jahre nicht gesehen. Durch alte Schulbilder, Gespräche und Berichte über Erlebnisse aus der Schulzeit und durch Karten, die an Lehrer und ehemalige Mitschüler geschrieben wurden, knüpfte sich das alte Band neu. Ein besonders trinkfester Mitschüler äußerte später, er sei erstaunt, wie wenig an dem Abend getrunken worden sei, denn alle hatten über die lebhafte Unterhaltung, die sich über viele Stunden hinzog, das Trinken fast ganz vergessen. Ingo Türck

EHEMALIGER SCHÜLER DES CHRISTIANEUMS IM LEISTUNGSWETTBEWERB DER DEUTSCHEN HANDWERKSJUGEND

Nach seinem Abgang aus der 10. Klasse des Christianeums — zu Ostern 1949 — gelang es Claus Groth, Hamburg, Nienstedten, nach dreijähriger Lehrzeit die Gesellenprüfung im Schuhmacher-Handwerk mit dem Prädikat „Ausgezeichnet" abzulegen und gleichzeitig als „Landessieger" aus den Prüfungen 1952 hervor-

zugehen. Dieser Titel gilt natürlich nur für Hamburg. Jedoch findet in jedem Jahre ein sogenannter praktischer Leistungswettbewerb der deutschen Handwerksjugend statt, zu dem alle Landessieger aus sämtlichen Handwerksberufen zugelassen sind. Dieser Wettbewerb fand im vergangenen Jahr in Frankfurt am Main seinen Abschluß. In dem Beruf unseres Ehemaligen waren 7 Landessieger angetreten, und unter den 6 Konkurrenten ging Claus Groth aus diesem Wettkampf als bester Schuhmachergeselle der Bundesrepublik mit dem Titel eines „Bundessiegers" hervor. Die Ehrenurkunde wurde durch Bundeswirtschaftsminister Professor Ehrhard in Frankfurt überreicht. Wir gratulieren!

BUCHHINWEIS

Nach der vortrefflichen Verdeutschung einer Auswahl von Plutarchs Moralia von Wilhelm Ax (vgl. Anzeige im Christianeum 1950, Heft 3) möchte ich diesmal den Blick auf ein weiteres Buch des feinsinnigen Übersetzers lenken, das noch zentraler uns zur Besinnung auf die Grundwerte der Antike für unsere Jugenderziehung zu führen geeignet ist und jedem Humanisten willkommen sein wird: Cicero, Mensch und Politiker. Auswahl aus seinen Briefen (Verlag Kröner, Stuttgart 1953, Preis 11,— DM). Lange

VEREIN DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS E. V.

Mit Beginn des neuen Geschäftsjahres am 1. April 1953 sind auch die neuen Beiträge fällig (je Schuljahr mindestens 3,— DM). Spenden an den Verein der Freunde des Christianeums sind nach Freistellungsbescheid des Finanzamtes für Körperschaften Hamburg St.-Nr. 206/1554 im Rahmen des gesetzlich zugelassenen Höchstbetrages abzugsfähig bei Einkommen- und Lohnsteuer. Der Verein stellt für jede Spende von mindestens 10,— DM unaufgefordert einen sog. Spendenschein aus. Beiträge und Spenden bitte ich nur auf folgende Konten zu überweisen:

1. Postscheckkonto Hamburg Nr. 402 80,
2. Neue Sparcasse von 1864 in Hamburg Nr. 42/212.
   (Konteninhaber: „Verein der Freunde des Christianeums").

Barzahlung ist auch möglich an den Hausmeister des Christianeums, Hamburg-Großflottbek, Behringstraße 200.
Nachträglich sind aus Anlaß des Winterfestes am 8. November 1952 wesentliche Geldspenden eingegangen von den Firmen BP Benzin- und Petroleum-Gesellschaft und Menck und Hambrock.
Die Freunde des Christianeums denken bitte an das Winterfest am Sonnabend, 7. November 1953, in der Elbschloßbrauerei. Es wäre wünschenswert, wenn der Brauch des letzten Jahres fortgesetzt würde: Ehemalige Schüler und Freunde ermöglichen durch Spenden einem wenig bemittelten Schüler den Besuch des Festes.
Im abgelaufenen Geschäftsjahr erhielt das Christianeum vom Verein der Freunde des Christianeums den Betrag von 2921,50 DM, davon sind 2321,50 DM das Ergebnis des letzten Winterfestes. Unsere Schule erhielt dafür Bücher für die Schüler- und die Lehrerbibliothek, Lichtbilder für den Unterricht in antiker Kunst, Wandbilder als Klassenschmuck, eine elektrische Stoppuhr (Physik), ein Garto-Gerät (Biologie), einen Baß, Möbel für das Elternsprechzimmer und eine Beihilfe für die Reparatur der Orgel.

Dr. N. W. Nissen, Hamburg-Altona, Lisztstraße 45 II, Tel. 42 91 24.

INHALT

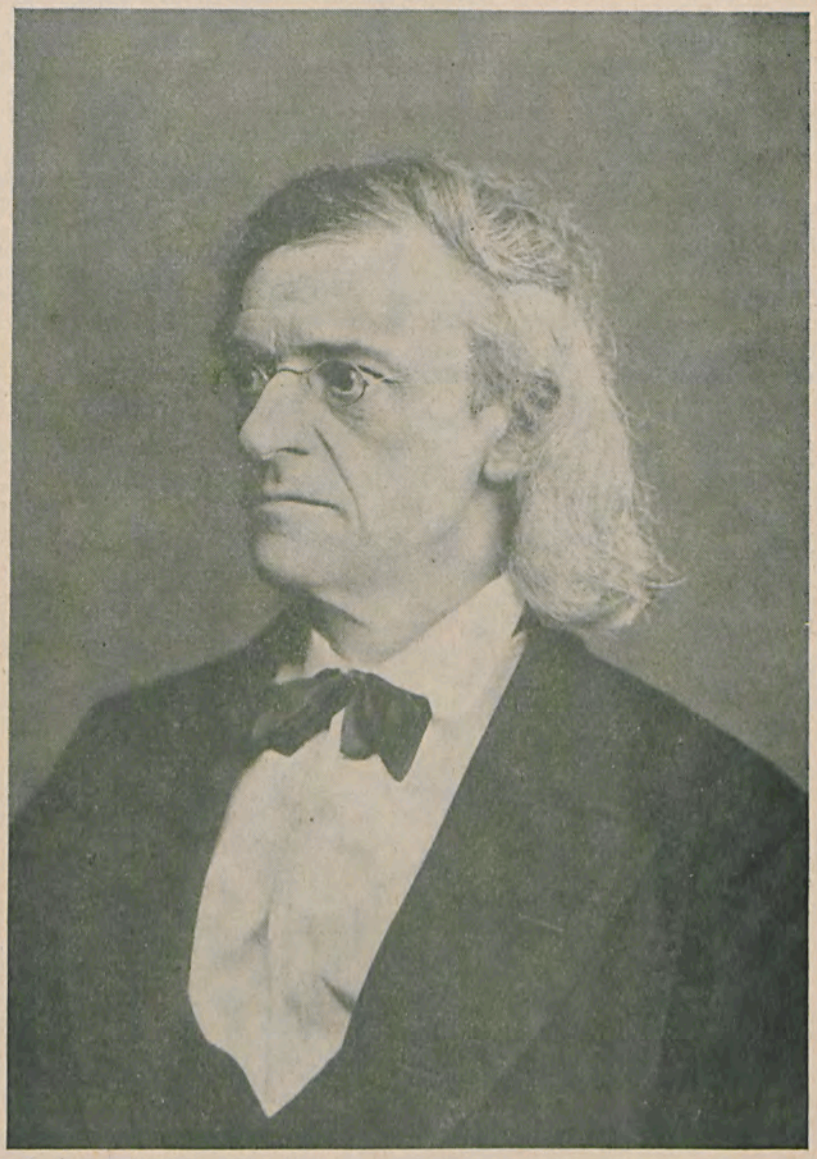
Aus dem Leben der Schule . . . . . Seite 3
Abschiedsworte des Abiturienten Theodor Bodammer „ 6
Kunsterziehung am Christianeum . . . . . „ 7
Beschreibung eines Bildes u. Begründung seiner Wahl „ 16
Zwei Frühlingsgedichte des Horaz. . . . . „ 17
Unsere Fahrt nach Celle . . . . . „ 21
Das Gesicht einer 7. Klasse in Zahlen . . . . . „ 23
Verein der Freunde des Christianeums e. V.
Bericht über die Mitgliederversammlung
am 25. November 1952 . . . . . „ 26
Bericht über das Geschäftsjahr 1952/1953 . . . . . „ 27
Familien-Nachrichten . . . . . „ 27
Vereinigung ehemaliger Christianeer
Bericht über das Jahr 1952 . . . . . „ 28
Wechsel im Vorstand der V. e. C. . . . . „ 28
Zwei Treffen alter Christianeer im November 1952 „ 29
Ehemaliger Schüler des Christianeums Bundessieger
im Leistungswettbewerb d. deutschen Handwerksjugend „ 29
Buchhinweis . . . . . „ 30
Verein der Freunde des Christianeums e. V.
Geschäftliches . . . . . „ 30

Schriftleiter: Dr. R. Schmidt, Hamburg-Altona, Behringstraße 55 I.
Druck von Kahl & Domms, Hamburg-Altona, Klausstraße 6

CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEM. CHRISTIANEER

9. JAHRGANG - HEFT 2 - DEZEMBER 1953



Theodor Mommsen 1874

THEODOR MOMMSEN

Zur 50. Wiederkehr seines Todestages am 1. November 1953.

Der Entschluß, den diesjährigen Nobelpreis für Literatur an Winston Churchill zu verleihen, also an einen Mann, der nicht dem eigentlichen Kreise der Dichter angehört, weckt die Erinnerung, daß schon einmal vor mehr als ½ Jahrhundert eine Verleihung desselben Preises außerhalb der eigentlichen Zunft erfolgte. Damals handelte es sich um einen Gelehrten: Theodor Mommsen erhielt 1902 den Preis für seine „Römische Geschichte".

Mit Stolz zählen wir Christianeer diesen großen Historiker zu den unsern. Wohl jeder Angehörige und Freund unserer Schule kennt sein Bildnis, das das Amtszimmer des Direktors ziert, auch es das Werk eines Christianeers, des Malers Friedrich Peters-Weber (vgl. Dr. Lintzer, Jahrg. 8, 1952, Heft 2, S. 11). Und wenn in diesem Jahre außer der fünfzigsten Wiederkehr seines Todestages auch einhundertfünfzehn Jahre vergangen sind, seit er unsere Schule verließ, um in Kiel sein Studium zu beginnen, so ist das Grund genug, seiner auch an dieser Stelle zu gedenken.

Die äußeren Daten von Mommsens Leben sind bekannt, und es genügt, kurz an sie zu erinnern. In Garding erblickte er am 30. November 1817 das Licht der Welt als Sohn eines Predigers, der drei Jahre später nach Oldesloe versetzt wurde. Hier wuchs der junge Mommsen zusammen mit seinen Brüdern, deren bedeutendster der spätere Philologe Tycho war, heran. Lehrer der Brüder war der Vater, der ihnen eine, auch an den damaligen Maßstäben gemessen, umfassende, sicher fundierte humanistische Bildung mit ins Leben gab. 1834 traten die beiden Brüder in die Prima des Christianeums ein — nach Altona wiesen verwandtschaftliche Beziehungen der Mutter, die aus dieser Stadt stammte. Vor allem aber war das Christianeum das einzige Gymnasium academicum in den Elbherzogtümern. Diese Schulen stellten ein Mittelding zwischen Gymnasium und Universität dar. Sie führten im normalen Gang bis zur Prima. Aber über dieser erhob sich noch der Oberbau der Selecta, die den Übergang zur Universität vermittelte. Der Unterricht war hier lockerer, dem Vorlesungswesen der Universität angeglichen, die Selectaner genossen größere Freiheiten als die übrigen Schüler, und die in der Selecta verbrachte Zeit galt als Studium, nicht mehr als Schulunterricht. Schon nach einem Jahre stieg Mommsen in diese Klasse auf, um 1838 an die Universität Kiel überzusiedeln.

Hier studierte er bis 1843. 1844—1847 war er mit Hilfe eines Reisestipendiums in Italien. Im Herbst 1848 wurde er in Leipzig Professor für römisches Recht. Von dort aus politischen Gründen vertrieben, ging er 1852 in gleicher Eigenschaft nach Zürich und 1854 nach Breslau. Von dort wurde er 1857 als Beamter der Preußischen Akademie der Wissenschaften nach Berlin gerufen, erhielt kurz darauf an der dortigen Universität die Professur für alte Geschichte und wurde 1874 präsidierender Sekretär der Akademie.

So einfach verhältnismäßig der äußere Ablauf dieses Lebens gewesen ist, so reich und umfassend ist es in seinem Gehalt, und viele Seiten von Mommsens Wesen können hier nur angedeutet werden, z. B. seine starke poetische Begabung, deren Denkmal vor allem jenes 1843 erschienene „Liederbuch dreier Freunde" darstellt, das Theodor Mommsen, seinen Bruder Tycho und beider Freund Theodor Storm zum Verfasser hat. Später veröffentlichte Mommsen neben Gelegenheitsdichtungen noch Übersetzungen aus dem Italienischen.

Wichtiger als diese poetische Seite seiner Natur schienen Mommsen selbst seine starken politischen Interessen, von denen er in seinem erst 1948 veröffentlichten Testament sagt: „Politische Stellung und politischen Einfluß habe ich nie gehabt und nie erstrebt, aber in meinem innersten Wesen, und ich meine, mit dem Besten, was in mir ist, bin ich stets ein animal politicum gewesen." Er hat diese seine Neigungen betätigt als Journalist, besonders während des Freiheitskampfes seiner schleswig-holsteinischen Heimat 1848. Seine demokratische Überzeugung und Betätigung bezahlte

er mit dem Verlust seiner ersten Professur in Leipzig, und wie Richard Wagner, der gleichzeitig und aus den gleichen Gründen aus Dresden weichen mußte, fand er in der Schweiz ein Asyl. Später hat er als Abgeordneter im Preußischen Abgeordnetenhaus und im Reichstag sich ebenso für den nationalen Gedanken wie für die Toleranz und für freiheitliche Formen des politischen Lebens eingesetzt. Bezeichnet er in dem Testament es als politisches Ideal, „ein Bürger zu sein", so hat er seine politische Überzeugung am schönsten und gültigsten formuliert in den Sätzen der „Römischen Geschichte": „Nach dem gleichen Naturgesetz, weshalb der geringste Organismus unendlich mehr ist als die kunstvollste Maschine, ist auch jede noch so mangelhafte Verfassung, die der freien Selbstbestimmung einer Mehrzahl von Bürgern Spielraum läßt, unendlich mehr als der genialste und humanste Absolutismus; denn jene ist der Entwicklung fähig, also lebendig, dieser ist, was er ist, also tot." Dieses starke politische Interesse ist zweifellos eine bestimmende Komponente in dem, was in all dieser Vielseitigkeit Mommsens eigentliches Wesen ausmacht, in seiner Tätigkeit als Geschichtsforscher. Aus dem Riesenwerk, das er auf diesem Gebiete hinterlassen hat — umfaßt das Verzeichnis seiner Schriften und Aufsätze doch nicht weniger als 1513 Nummern, allerdings einschließlich der Übersetzungen und Neuauflagen — seien nur wenige, für seine Art bezeichnende Werke herausgehoben.

Für Mommsen als Gelehrten ist charakteristisch sein Hinausgehen über die Fachgrenzen. War er doch von Haus aus nicht Historiker, sondern Jurist. Und schon der äußere Ablauf seines Lebens zeigt, wie er erst ganz allmählich über die Grenzen der Rechtswissenschaft hinaus in die Geschichtsforschung hineingewachsen ist. Aber gerade dieser Weg hat wesentlich zu seiner Befähigung beigetragen, die Erforschung der römischen Geschichte auf neue Grundlagen zu stellen. Es war noch nicht lange her, seit die historische Kritik erkannt hatte, daß die Erzählungen, die die antiken Historiker gerade für die älteste Geschichte Roms boten, unzuverlässig und sagenhaft sind, ja, daß sie zum großen Teil Schöpfung der Phantasie späterer Generationen waren, die sich auf diese Weise die geschichtliche Vergangenheit geschaffen hatten, ohne die der Römer nun einmal nicht leben konnte. War die Unzuverlässigkeit dieser Nachrichten schon vor Mommsen erkannt, so zeigte doch er erst einen Weg, der es ermöglichte, an Stelle dieser unsicheren Überlieferung nicht windige Hypothesen, sondern gesicherte Erkenntnisse zu setzen. Dieser Weg bestand einmal in einer restlosen Sammlung und Ausschöpfung der Urkunden, die uns aus dem Altertum direkt erhalten sind, d. h. in erster Linie der Inschriften auf Stein und Erz, in denen die Antike alle öffentlichen und privaten Vorgänge zu beurkunden pflegte. Die Bedeutung dieser Inschriften war schon dem Studenten aufgegangen, und Mommsen hat die Arbeit seines Lebens daran gesetzt, sie als die zuverlässigsten Quellen unserer Kenntnis der römischen Geschichte vollständig zu sammeln und zu veröffentlichen. Er begann damit schon auf seiner ersten italienischen Reise, die der Sammlung der Inschriften im damaligen Königreich Neapel gewidmet war (Inscriptiones regni Napolitani 1852). Aber die Sammlung aller lateinischen Inschriften — man zählt über 16 000 — geht über die Kräfte eines einzelnen Menschen hinaus. So übernahm die Preußische Akademie der Wissenschaften die Aufgabe, und Mommsen wurde zum Leiter des Mitarbeiterstabes in die Akademie berufen. Hier konnte er nun auch sein organisatorisches Genie entfalten, das sich dann auch noch in anderen Aufgaben der Akademie bewährte, und am Ende seines Lebens stand das Werk, das Corpus inscriptionum Latinarum, dessen erster Band 1863 erchienen war, im wesentlichen abgeschlossen da. Keine Seite der bis zu Mommsens Tode erschienenen annähernd 20, z. T. mehrere Abteilungen umfassenden Bände, auf dem nicht prüfend und bessernd sein Auge geruht hat. Aber nicht nur die Inschriften wurden ihm zur gesicherten, urkundlichen Quelle für die Geschichte, er betrachtete auch andere Überlieferung als Urkunde, nicht nur Münzen, Bauten oder die sonstige monumentale Hinterlassenschaft der Antike. Wenn heute der Althistoriker es versteht, angesichts der trümmerhaften Überlieferung des

griechisch-römischen Altertums jede ihrer Hinterlassenschaften auch als Urkunde anzusehen, die irgendein historisches Faktum bezeugt, so ist Mommsen der eigentliche Begründer dieser Sehweise gewesen. Und man wird wohl nicht fehlgehen in der Annahme, daß das Streben nach urkundlicher Sicherung der Erkenntnis und die Sehweise, die in aller Überlieferung urkundliche Zeugnisse zu erkennen vermag, nicht zuletzt durch Mommsens juristische Schulung gefördert ist.

Auch der zweite Weg, den Mommsen zur Aufhellung der römischen Geschichte einschlug, ist juristisch bedingt. Es ist der Weg, der über den römischen Staat, diesen Träger der geschichtlichen Entwicklung Roms, führt. Dieser Staat läßt in seinem Aufbau, in seinen Einrichtungen, so, wie er in geschichtlich heller Zeit vor uns steht, deutlich die Spuren seiner Entwicklung erkennen. Wie in den Jahresringen eines Baumes, wie in den Schichten eines Gesteins kann man den Gang seines Wachstums verfolgen, kann von dem späteren Zustande auf den früheren schließen und so zur Erkenntnis von Zeiten vorstoßen, für die sichere historische Überlieferung fehlt. Diese Aufgabe, sozusagen die einzelnen Schichten dieses Staatsbaues abzutragen und so den römischen Staat in seiner Entwicklung von der Königszeit bis zu den Kaisern hin darzustellen, hat Mommsen in dem dreibändigen „Römischen Staatsrecht" gelöst, dessen erster Band 1871 erschien.

Zeigt so die Riesenurkundensammlung des Corpus inscriptionum Latinarum und die Darstellung des römischen Staatsrechtes den Weg, den Mommsen zur Erforschung der römischen Geschichte gegangen ist, so hat er das Ergebnis dieser Forschungen in der „Römischen Geschichte" niedergelegt. Den unmittelbaren Anlaß zu diesem Werk gab ein Vortrag, den Mommsen in Leipzig im Kreise der Professorenfamilien hielt. Da sich seine künftige Braut unter den Zuhörern befand, wählte er als Thema nicht etwas aus seinen juristischen Studien, die er für diese Zuhörerin für zu trocken hielt, sondern gab eine Darstellung der Geschichte der Gracchen. Die fiel so packend aus, daß am folgenden Tage die Inhaber der Weidmannschen Buchhandlung an Mommsens mit dem Angebot herantraten, für ihren Verlag eine römische Geschichte zu schreiben. Spielt so in der Entstehung der „Römischen Geschichte" der Zufall eine neckische Rolle, so war doch Mommsen der Mann, der wie kein anderer dieser Aufgabe gewachsen war; denn er beherrschte nicht nur alle wissenschaftlichen Voraussetzungen, er kannte nicht nur das italische Land genau, ihn trug auch jene leidenschaftliche politische Anteilnahme, die seit Thukydides und Polybius bis Tocqueville immer wieder sich als eine wesentliche Voraussetzung großer Geschichtsschreibung erwiesen hat. So entstanden bis 1856 die ersten drei Bände des berühmten Werkes, die bis zur Alleinherrschaft Caesars reichen. Den ersten Band, der die besonders schwierige Frühzeit enthält, hat Mommsen für die zweite Auflage überarbeitet, weil neues Material und neue Kenntnis zugewachsen war, die anderen, die die Zeit von Pydna (168) bis Thapsus (46) umfassen, konnten ziemlich unverändert stehen bleiben und sind auch heute noch kaum überholt. Mommsen stellt hier die römische Geschichte dar als das Ergebnis einer konsequenten Entwicklung, in der allmählich die höherstehenden Stämme und Nationen die minder kulturfähigen überwunden und unterdrückt haben — eine Anschauung, deren Verwandtschaft mit Darwin deutlich ist. Aber er sieht zugleich die Überlegenheit dieser Stämme und Völker nicht nur physisch, sondern auch ethisch, da für ihn alles Gute und Große in der menschlichen Entwicklung Auswirkung einer tiefen sittlichen und staatlichen Anlage ist, und diese Auffassung geht letztlich auf den deutschen Idealismus und Kant zurück. Solche Anlage erkennt er auch in Rom, wo alles, was groß und gut war, das Werk der bürgerlichen Gleichheit war. So zum Führer und Einiger der italischen Nation geworden, bewährt sich sein Bürgersinn am stärksten in den punischen Kriegen. Denn nicht an der überlegenen Genialität der römischen Feldherrn ist Hannibal gescheitert, sondern an der Organisation des römisch-italischen Reiches, an dem römischen Bürgersinn und dem Zusammengehörigkeitsgefühl der italischen Bundesgenossen mit Rom. Als dann die Ausdehnung des Römischen Reiches auf das ganze Mittel-

meerbecken zu neuen Wegen und Formen zwang, da haben sich die besten römischen Eigenschaften noch einmal in Roms größtem Sohn vereinigt, in Cäsar, der für Mommsen das Vollkommene bedeutet, wie es dem Historiker alle tausend Jahre einmal begegnet, und dessen berühmte Charakteristik die „Römische Geschichte" krönt und beschließt. Unausgesprochen aber zeichnet Mommsen in Cäsars Gestalt das Ideal eines Volkskaisers, wie er ihn für sein Volk ersehnt.

Über diesen Abschluß hinaus hat Mommsen die römische Geschichte nicht fortgeführt. Wohl ließ er dreißig Jahre später den 5. Band erscheinen, aber der stellt mit seiner Schilderung der Entwicklung der Provinzen im römischen Kaiserreich im Grunde etwas Neues dar, das sich nur äußerlich als Fortsetzung des alten Werkes gibt. Der 4. Band wurde nie geschrieben, im tiefsten wohl deshalb, weil das Bild Cäsars einen Abschluß und Höhepunkt darstellt, über den hinaus Mommsen die Darstellung nicht zu führen vermochte.

Dieser Blick auf die drei bedeutendsten seiner Werke möge genügen, um Mommsen als Historiker in der ganzen Vielfalt zu charakterisieren, mit der er neue Methoden und neues Material erschloß, und mit der er zugleich die unübertroffen meisterhafte Darstellung dessen gab, was auf den neuen Wegen gewonnen war. Über das, was Mommsen sein Riesenwerk ermöglicht hat, hat man nach seinem Tode viel gerätselt. Man hat auf seine spezielle Begabung hingewiesen und durch Untersuchung seines Gehirns diese Begabung zu erweisen versucht, auf sein Gedächtnis, auf seine körperliche Zähigkeit, seine Arbeitskraft, sein geringes Schlafbedürfnis. Einen entscheidenden Anteil hat zweifellos sein unermüdlicher Fleiß, das Besessensein von seiner Aufgabe, seine Hingabe an seine Arbeit, von der zahllose Anekdoten künden. Den vielleicht liebenswertesten Preis hat diese Seite von Mommsens Wesen in einem kleinen lateinischen Gedicht gefunden, das sein Schwiegersohn Wilamowitz zum 70. Geburtstage Mommsens verfaßt hat, damit Mommsens Enkel Hermann Wilamowitz, der damals Quintaner war, es dem Großvater aufsage:

Gratulatur et quintanus, et Latinis versibus,
ave, tibi periclitatur salve dicere atque ave.
te libros Latinos omnes, omnes te titulos ferunt
perlegisse, conscripsisse mille te dicunt libros
maximos Latina lingua, te virum clarissimum
esse dicunt, hoc quintanus nunc intellexi probe,
quem maleficus ablativus absolutus macerat.
qui libros tuos non legi nec fortasse unquam legam,
corde te pio saluto, te colam semper nepos.

Diesen Dienst am Werk, diese Hingabe an die Arbeit, diesen unermüdlichen Fleiß teilt Mommsen mit seiner Generation, dieser letzten Generation des 19. Jahrhunderts, die um die Jahrhundertwende stirbt, der Generation der Ibsen, Zola, Verdi, Fontane, Brahms, Raabe. Sie alle haben gemeinsam, daß sie in einem langen Leben in unendlicher Arbeit Werk an Werk gereiht haben. Diesen Dienst am Werk, diesen unermüdlichen Fleiß haben sie als die ihnen eigentümliche Lebensform empfunden, und so ist es denn kein Zufall, daß gerade ein Vertreter dieser Generation, Theodor Fontane, einmal dieser Empfindung prägnanten Ausdruck gegeben hat, als er einen anderen Angehörigen der gleichen Generation, Menzel, feierte: ich meine jenes schöne Distichon, das auch über Mommsens Leben stehen könnte:

Gaben? Wer hätte sie nicht! Talente? Spielzeug für Kinder!
Erst der Ernst macht den Mann, erst der Fleiß das Genie.

Hans Oppermann

AUS DEM LEBEN DER SCHULE

An Gemeinschaftsveranstaltungen in der Berichtszeit verdienen hervorgehoben zu werden:

Ein Kammermusik-Abend unter der Leitung von Koll. v. Schmidt am 25. Juni 1953.

Eine Besinnungsstunde am National-Feiertag mit Ansprache von Koll. Dr. Onken am 7. September.

Das Sommerfest des Christianeums im Schulgebäude unter reger Teilnahme von Eltern und Freunden der Schule am 12. September.

Sportfest der Wissenschaftlichen Oberschulen im Stadtpark, vom 15. bis 16. September.

Der traditionelle Elbelauf, in dem das Christianeum seine Vorjahrssiege wiederholen konnte und seine 1. Mannschaft wieder den Wanderpreis für die schnellste Zeit gewann, am 20. September.

Das Schulsportfest, leider bei ungünstigem Wetter. Den Wanderpreis in der Oberstufe errang mit großem Vorsprung Kl. 13n, in der Mittelstufe 8g4, vom 22. bis 23. September.

Eine Gedenkstunde für die Kriegsgefangenen mit Ansprache von Koll. Dr. Onken, am 19. Oktober.

Die Reformationsfeier. Die Festrede hielt Koll. Dr. Haupt, am 31. Oktober. Eine Gedenkstunde anläßlich des 50. Todestages unseres berühmtesten Schülers, Theodor Mommsens, mit Ansprache von Koll. Prof. Dr. Oppermann, am 2. November.

Der 2. Kammermusik-Abend unter der Leitung von Koll. v. Schmidt, ausgeführt von Schülern des Christianeums, am 9. Dezember.

Außerdem wurden von unserer rührigen Schülermitverwaltung wieder einige Vortragsabende mit anschließender Diskussion veranstaltet.

Unter den Klassenfahrten dieses Jahres nahm eine besondere Stellung eine Italienreise ein, die die Klasse 12g2 unter der umsichtigen Leitung ihres Klassenlehrers, Stud.-Rat Dr. Hansen, unternahm. Ein Jahr lang war entsagungsvoll in der Klasse gespart worden, und wo es dann noch fehlte, halfen stärkere Schultern mittragen in vorbildlicher Klassenkameradschaft. Die Reise führte über Florenz und Rom bis nach Neapel-Pompeji, und fand ihren krönenden Abschluß mit dem Besuch von Paestum. Von der Fülle des Erlebten legten die Schüler in 2 Lichtbildervorträgen beredtes Zeugnis ab und statteten so ihren Eltern und der Schule den besten Dank ab. Dieses Beispiel wird Nachahmung finden mit verständnisvoller Billigung der Schulbehörde, die den hohen Wert einer solchen Studienreise für das humanistische Gymnasium voll anerkennt.

Nach Wiederherstellung unserer Orgel beschloß das Kollegium — zugleich vielfach geäußerten Wünschen aus Eltern- und Schülerkreisen entsprechend — die Einführung einer regelmäßigen Wochenandacht in der Aula; sie wird abwechselnd für Ober- und Unterstufe durchgeführt. Diese Lösung bietet vielleicht den Vorteil, daß eine bessere Einstellung des Sprechenden auf den Kreis der Hörer möglich ist.

Besondere Erwähnung verdient schließlich das vom Verein der Freunde des Christianeums wie alljährlich in den „ausverkauften" Sälen der Elbschloßbrauerei veranstaltete Winterfest, dessen Programm — neben vorzüglichen musikalischen Darbietungen diesmal ein literarisches Kabarett unter der Ägide von Koll. Paschen — von unsern Schülern mit viel Geschick bestritten wurde. Aus den Einnahmen überwies der Verein dem Christianeum für Schulzwecke als wertvolle Spende einen Betrag von DM 2353,—.

Aus dem Lehrkörper schied Koll. Kirchrath wegen Erreichung der Altersgrenze mit dem Ende des Sommerhalbjahres aus; für sein 18jähriges treues

Wirken am Christianeum sei ihm auch an dieser Stelle herzlich gedankt. Als Nachfolger trat Stud.-Ass. Tietjens in das Kollegium ein. Koll. v. Schmidt wurde in das Beamtenverhältnis übernommen. Zur Ausbildung sind dem Christianeum für das Winterhalbjahr zugeteilt die Studienreferendare Auksutat, Ricken, Sieveking, Blohm und Dr. Piltz.

Unser alter Hausmeister PETERSEN begeht am 10. Januar 1954 seinen 70. Geburtstag. Wir gratulieren.

Auf Einladung des französischen Hohen Kommissars nahm der Direktor mit einigen deutschen und französischen Vertretern von Universität und Schule an einer sehr ergiebigen archäologischen Studienreise in das römische Gallien, die heutige Provence, teil. Koll. Dr. Flügge kehrte von einem vierwöchentlichen Studienaufenthalt in Wilton Park mit reichen Eindrücken zurück. Auf einer von der Schulbehörde wieder in Walsrode veranstalteten Altphilologen-Tagung sprachen die Kollegen Dr. Schmidt und Prof. Dr. Oppermann über aktuelle Fragen des altsprachlichen Unterrichts.

Lange

GEDANKEN ZUM SOMMERFEST 1953

Vor dem Kriege feierte das Christianeum seine traditionellen Schulfeste vor den Toren der Stadt — in Pinneberg; und diese Feste müssen wirklich schön gewesen sein. Mancher schwärmt heute noch davon. Als nach dem Kriege der Gedanke an ein Sommerfest wieder aufgegriffen wurde, ließ man aus vielerlei Gründen jene Pinneberger Tradition fallen und suchte nach neuer Form und nach einem anderen Ort. Die kleine Stadt an der Pinnau war anscheinend doch zu weit von Hamburg weggerückt! So entschloß man sich zum Altonaer Volkspark. In der unmittelbaren Umgebung des Bauernhauses wurde am 1. September 1950 das erste Schulfest nach dem Kriege gefeiert. Ein richtiger Domrummel rummelte in dem sonst so stillen Park. Und das sollte — für einen Nachmittag — auch so sein.

In den folgenden Jahren wanderten nun im Spätsommer alte und junge Christianeer, Eltern und Freunde zum Schulfest in den Volkspark. Beinahe glaubte man, daß diese neue Gestaltung des Sommerfestes schon Wurzel gefaßt hätte und auch „zur Tradition" geworden sei. Doch manch kritischer Beobachter sah insgeheim sorgenvoll eine gewisse Verflachung in der Form dieser Feste. Bedenken wurden laut — bei Lehrern und Schülern, — und — ganz vorsichtig zunächst — tauchte auch der Gedanke an ein Fest in den Räumen der Schule wieder auf; er wurde ausgesprochen, fand Widerhall, wuchs und plötzlich stand für das Jahr 1953 fest, den Versuch zu unternehmen, in der Schule zu feiern!

Eine gewaltige Arbeitsleistung mußte vollbracht werden, um der kahlen und nüchternen Stätte der wissenschaftlichen Bildung ein heiteres Festgesicht aufzusetzen, obwohl die Innenräume unseres Christianeums geradezu reizen zum Aufbau einer phantastischen Traumwelt. Eine sorgfältige Organisation mußte all den Gedanken und Ideen von Schülern, Fach- und Klassenlehrern den Weg zur Verwirklichung ebnen. Und es kann hier gesagt werden, eine beachtliche Fülle prachtvoller Ideen kam — wenn auch nach anfänglichem Zögern — aus den Köpfen und Herzen gerade unserer Jungen! Mancher Fachlehrer hat hier zunächst einmal staunend vor diesen vielseitigen, originellen und guten Ideen gestanden, und dieses Staunen übertrug sich dann am Festtage selbst auf wohl alle Besucher, seien es die Mitschüler, die Lehrer, die Eltern oder unsere Gäste.

Wenige Tage vor dem Fest glich die Schule einem Bienenhaus, in das ein Sturm eingebrochen war. An allen Ecken und Enden wurde gemalt, gepinselt, gebastelt, geklebt, gehämmert und probiert. Alles stöhnte; die einen stöhnten um die Kürze der Zeit, andere stöhnten um den Verlust von Schulstunden; aber so muß es wohl sein, wenn man ein Fest in der Schule selbst abhalten will! Und als der letzte Pinselstrich getan, der letzte Hammerschlag verklungen war, da atmete doch jeder der Beteiligten erleichtert auf. So wurde das Schulfest 1953 — das darf ich wohl sagen — ein voller

Erfolg für unser Christianeum. Hatte das Fest aber die Form, die wir suchten? Nun, das nächste Jahr wird es uns klarer erkennen lassen, wenn wir all die Mängel und Unzulänglichkeiten, die sich diesmal noch eingeschlichen oder die wir nicht gesehen hatten, abgestellt haben.

„Ein Bummel durch die Welt" hieß das Motto für unser diesjähriges Sommerfest. Die Schule war an jenem 12. September nicht wiederzuerkennen. Sahen die Besucher unseres Festes schon von weitem, daß das Christianeum „über die Toppen" geflaggt hatte, so waren sie sprachlos beim Betreten der Schule. Ein riesiger Baum — vielleicht die Weltesche Yggdrasil — schien aus dem Keller zu wachsen und streckte seine gewaltigen Blätter bis unter das Dach. Von den bunten Wänden grinsten originelle Masken, und in der Mitte der Halle erinnerte eine stilisierte Erdkugel an den Weltenbummel. Die Turnhalle war nach der Idee eines Schülers zu einem Tanzsaal umgestaltet worden, in dem am Nachmittag spannende Radrennen gestartet wurden. Die sonst so trostlosen Keller-Wände der christianeischen Fahrradkatakomben hatten ein buntes und witziges Freskogewand angelegt. In dieser farbigen Unterwelt feierte der „blühende Blödsinn" einer Klasse seine Publikumserfolge. Auch die Tiefseeforscher kamen in einem eigens für sie konstruierten Aquarium auf ihre Kosten. Das seriöse Lehrerzimmer war zu einer Bierhalle mit Barbetrieb für Weltenbummler umgewandelt worden, die Gänge und Klassenzimmer ließen von ihrem ursprünglichen, nüchternen Gesicht nichts mehr erkennen. Mit Geist, Witz und Fleiß hatten fast alle Klassen ihren Teil zum Gelingen unseres Festes beigetragen:

Unsere Globetrotter konnten sich in einem tropischen Urwald ergehen, sie durften in einem Hanseladen am Nordkap kramen, oder sie standen plötzlich staunend inmitten einer Karawanserei. Man konnte Briefmarken und Münzen aus aller Welt studieren oder sich dem beängstigenden Gedränge in einem Bordkino hingeben. Passionierte Eisenbahnfahrer (große und kleine) standen hingebungsvoll an einer reizenden Modelleisenbahn. Dann wieder durfte man geistreiche geographische Bilder enträtseln oder sich über modernste Kunst den Kopf zerbrechen. In nicht weniger als zwei Spielhöllen zerbrach dann oft genug das Glück des Spielers! Zur Stärkung bot ein Wiener Café gern ein „Schälchen Heeßen" und wetteiferte mit einer richtigen ostfriesischen Teestube und einer Schiffskajüte voller Stimmung um die Gunst des durstigen Publikums. Am Würstchenstand rissen sich jung und alt um die Wiener „Heiß-Heiß", während an einem anderen Ende eine grönländische Eisdiele ihren Gästen kalte Genüsse servierte. Raffinierte Milchmixgetränke konnte man in einer Milchbar schlürfen, und ein italienischer Saftladen an einer besonders verkehrsreichen Kellerecke erfreute sich ebenfalls regen Zuspruchs. Den Vertrieb alkoholischer Getränke (für unsere Eltern und Gäste) hatten sich natürlich die Lehrer vorbehalten! Auf einer Kegelbahn konnten Sportbegeisterte sogar gedankenvoll der rollenden Kugel nachblicken.

In der Aula hatte man sich einmal zu Beginn des Festes zusammengefunden, um nach einer Kantate von Cesar Bresgen (Schulchor und Schulorchester) die Begrüßungsworte des Direktors zu hören. Ein zweites Mal riefen die Lautsprecher die Festbesucher zu einer bunten Stunde in die Aula: Einer heiteren Abiturprüfung folgte hier ein echter spanischer Stierkampf mit viel Humor, und nach einem witzigen Lagerzirkus ging das Hans-Sachs-Spiel vom „Honighandel" über die Bretter. Und noch ein drittes Mal fand man sich im Festsaal zusammen, um bei der lustigen Suche nach dem „idealen Klassengeist" Zeuge zu sein, einer heiteren Stunde mit besinnlichem Hintergrund, über den — so hoffen wir — manche nachzudenken nicht vergessen haben. Wie in jedem Jahr, so wurden auch diesmal die besten Klassendarbietungen prämiiert: den ersten Preis erhielt der Kunstsalon, den zweiten die italienische Schänke und den dritten das Karawanenlager.

Schnell, viel zu schnell war der Nachmittag vorbei, und nun sollte der Tanz zu seinem Recht kommen. Kam er es wirklich? Nun, um 23 Uhr wurde auch diesem Gedränge ein jähes und hartes Ende bereitet; aber ein Fest in der Schule hat eben besondere Grenzen! Alles in allem: Es war ein schönes

Fest, uns hat es gefallen, Lehrern und Schülern; aber auch unsere Gäste hielten mit ihrem Lob nicht zurück, freundlich und nachsichtig haben sie über manches hinweggesehen, was nicht so hätte sein sollen. Wir danken ihnen dafür. Und wir versprechen, im nächsten Jahr wird es noch viel schöner werden!

Und nun noch ein Wort zur Bedeutung eines solchen Schulfestes für unsere Schularbeit. Ungeahnte pädagogische Werte — besonders für die musischen Fächer — liegen in der Vorbereitung eines Festes dieser Art. Möglichkeiten der Verwirklichung eigener Ideen, großflächige und großräumige Darstellungen bildlicher Art, Anwendung von Geist und Witz bei der Durchführung des Festthemas, selbständige Produktion auf darstellerischem, musikalischem, dichterischem oder technischem Gebiete, Erkennen und Beheben organisatorischer Schwierigkeiten und kritische Vorbetrachtungen über Wirkung und Erfolg sind Probleme für unsere Jungen. Die Verantwortlichen für diese Feste haben diese Probleme gesehen und darüber nachgedacht, wie sie in unser Schulleben eingebaut werden können, ohne den eigentlichen Zweck unserer Erziehungsarbeit zeitlich zu schmälern. Mit Beginn eines neuen Schuljahres muß im neuen Klassenverband dort, wo es möglich ist, die Vorbereitung für das Schulfest in den Stoffplan eingearbeitet werden. Ich bin sicher, daß Ruhe und Zeit viele schöne und wirkungsvolle Entwürfe reifen lassen werden. Weise

BEMERKUNGEN ZU EINER ITALIENREISE

Wir erleben eine neue Völkerwanderung, wer wollte es leugnen? Sie ist zwar friedlicher Art, und ihre Heerhaufen bestehen aus Touristen aller Klassen und Länder. Die heimgesuchten Völker freuen sich, im Gegensatz zu früheren Jahrhunderten, dieses Stromes und sind emsig bestrebt, ein

Paestum - Templo di Nettuno - Fronte

möglichst großes Rinnsal in ihre Länder abzuleiten. Jedes Mittel ist recht, das diesem Zwecke dient, und es herrscht eine hektische Betriebsamkeit auf dem Sektor, den man mit einem etwas abschätzigen Fremdwort als

den des Tourismus zu bezeichnen pflegt. Er diene der Völkerverständigung, sagen seine Förderer und Nutznießer, er sei die manifest gewordene Unrast und Wurzellosigkeit des modernen Nomaden, verkünden die Kulturphilosophen, und beide bringen ansehnliche und triftige Gründe vor, um ihrer These Gewicht zu verleihen.

Auch die Schule ist von dieser Strömung ergriffen worden; wie könnte es anders sein, da sie ja ein Exponent ihrer Zeit ist und diese im Guten und im Bösen widerspiegelt. Die Zahl der Klassenreisen, die von deutschen Schulen in den letzten Jahren durchgeführt wurden, hat neben begeisterter Zustimmung auch Kritik erfahren. Man hat ein so unschönes Wort wie „Verfrühung" in die Debatte geworfen, und wenn es wirklich stimmt, daß zehn- oder zwölfjährige Kinder Gegenden bereist haben, die Hunderte von Kilometern von ihrer Heimat entfernt liegen, dann hat man mit einem schlechten Wort zumindesten eine noch schlechtere Sache getadelt. Man hat auch von Übertreibung gesprochen, und soweit man damit Klassen meinte, die etwa Jahr für Jahr weitausgedehnte Fahrten unternahmen, ist der Vorwurf so ganz unberechtigt nicht. Solches Übermaß kann leicht die Aufnahmefähigkeit schwächen, anstatt sie zu wecken, kann die Eindrücke verwischen, anstatt sie zu vertiefen und bildet schließlich eine unangemessene geldliche Belastung der Eltern — von den Lehrern ganz zu schweigen, die ja bekanntlich auf eigene Kosten reisen müssen. Vor allem läßt sich auch der Ausfall von Unterricht nur rechtfertigen, wenn die Schüler durch solche Fahrten in ihrer geistigen und menschlichen Entwicklung wirklich gefördert werden, wenn sie zu fruchtbarer Begegnung mit Kunstwerken, Städten oder Landschaften kommen, wenn sie lernen, sich mit der eigenen Heimat oder dem Ausland sehend und erlebend auseinanderzusetzen — mit einem Wort, wenn sie die guten und wertvollen Seiten der oben erwähnten Reisefreudigkeit entdecken und sich zu eigen machen, und das oberflächliche Hasten von Ort zu Ort, von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit in seiner ganzen hohlen Wichtigtuerei vermeiden lernen.

Solche und ähnliche Erwägungen waren es, die Eltern und Schule zu dem einmütigen Entschluß führten, der Klasse 12g2 eine Reise nach Italien zu ermöglichen. Es war die einzige Klassenreise der drei Oberstufenjahre, und die nötigen Mittel wurden von den Jungen zum großen Teil durch eigene Arbeit beschafft. Von entscheidender Bedeutung war vor allem der Gedanke, daß für junge Menschen, deren Bildung in besonderem Maße durch die Beschäftigung mit der Antike geprägt wird, ein Besuch der Stätten, an denen diese Antike lebende Wirklichkeit war und in gewissem Sinne noch ist, von hohem Wert sein müßte.

Italien ist so unerschöpflich in seiner Vielfalt, daß es auch den Mißbrauch, den rührige Reiseunternehmer mit ihm betreiben — und man sah viel dergleichen — mühelos erträgt. Die bedauernswerten Menschen, die im Geschwindmarsch durch die größten Kostbarkeiten unseres Kontinents geschleppt wurden, stumm und verbissen der Bildung ihren wertlosen Tribut entrichtend, können dem Unvergänglichen nichts anhaben und boten in unserem Falle lehrreichen Anschauungsunterricht dafür, wie man es nicht machen darf. Man darf überhaupt nicht viel sehen wollen — im Endergebnis war es dann meistens doch noch zu viel — und darum beschränkten wir uns auf Florenz, Rom und Neapel. Drei Tage Florenz ist wenig, und wenn man sagen will, zu wenig, könnte der Widerspruch nicht einmal überzeugend klingen. Immerhin, eine Ahnung von der Größe der Renaissance haben wohl alle mitgenommen, das eine oder das andere Bild aus den Uffizien, deren Reichtum wir in knapper Auswahl genossen, wird manchem wohl künftig innerer Besitz sein, Fra Angelico bedeutet nun für viele mehr als ein bloßer Name aus der Kunstgeschichte.

Die neun Tage in Rom sind natürlich auch nur ein fragwürdiger Versuch, sich dieser Metropole der alten Welt zu nahen, aber da wir nur wenig sahen und dieses Wenige mehrmals in Ruhe betrachten konnten, sind Forum und Palatin, einiges aus der verwirrenden Fülle der vatikanischen Sammlungen und des Thermenmuseums so wie die wichtigsten Denkmäler antiken

Lebens, die man in der ganzen Stadt findet, denn doch feste Begriffe für uns geworden, mit denen wir Anschauung verbinden. Das Pathos der monumentalen Trümmer, ein paar Statuen der griechischen Großzeiten, die Sixtinische Kapelle, einige Kostbarkeiten von Raffael oder Tizian haben wir erleben dürfen, und das glanzvolle Ergebnis geistlichen und weltlichen Sammlerfleißes hat uns tief berührt, wenn wir auch unendlich Vieles einer späteren Begegnung vorbehalten mußten.
Von der Stadt Neapel sahen wir wenig, eigentlich nur das Nationalmuseum mit seinen unermeßlichen Schätzen. Die kurze Zeit reichte nur aus, Pompeji in seiner makabren Wiedererweckung und Paestum in seiner bewegenden Größe kennenzulernen. Hierhin hatte auch der Heerbann der Reisenden nur einige Wenige entsandt, so daß wir uns dem Eindruck einer antiken Stadt und dem Denkmal griechischer Vollkommenheit ganz ungestört widmen durften. Und dann die Küstenfahrt auf der Höhenstraße am Golf von Salerno über Sorrent nach Neapel! Das war ein Ereignis, das über jeden Reiseprospekt erhaben ist, wie denn überhaupt das Erlebnis der italienischen Landschaft, die Möglichkeit, einen Blick auf das Leben des Volkes werfen zu können, unter dem vielen Wertvollen dieser Reise nicht an letzter Stelle genannt werden sollten.

Paestum - Templo di Nettuno - Cella

Ein Ruhetag auf Capri schließlich, vor der langen Rückreise eingelegt, bot noch einmal eine Heerschau der neuzeitlichen Wanderstämme, zeigte uns aber auch den Palast des Tiberius, dessen ragende Trümmer gelassen auf das Treiben zu ihren Füßen hinabsehen, kaum behelligt oder gestört in ihrer erhabenen Stille. Damit endeten die Tage in Italien, die uns eine sicherlich nur flüchtig-fragile Kette von Impressionen, aber zugleich einen unversieglichen Schatz einzelner Erinnerungen schenkten, die uns verstehen ließen, was es mit dem von toten Worten so oft vergeblich beschworenen Abendland auf sich hat, die ein unwiderlegliches Zeugnis für den heute so arg bedrohten Humanismus ablegten, die dem Sehen und nicht dem Dagewesensein gewidmet waren und deren Erfahrungen zur Wiederholung ermutigen.

Hansen

OPERNVORSTELLUNG IN ROM

Wenn man in Italien ist, wäre es eine unverzeihliche Unterlassung, eine Kunstform zu übersehen: die Oper. Wohl jeder Italiener ist gut mit ihr vertraut und meist sehr in sie verliebt; die sangbare Musik von Verdi und Puccini ist ein fester Besitz des Volkes. Sie bleibt nicht etwa im Theaterraum, sondern kommt erst im Café an der Straßenecke, auf dem Eselswagen, bei staubigen Ausgrabungsarbeiten zum wirklichen Leben — niemand wird sich umsehen, wenn in der Straßenbahn plötzlich aus der „Aida" gesungen wird. Auf der Fahrt nach Rom unterhielten wir uns im Zug, alle Sprachen radebrechend, mit einer temperamentvollen, dunkeläugigen Italienerin, sehr bald natürlich auch über die Oper, und lauschten dann begierig, als sie mit zartem Sopran ein recht beachtliches Repertoire von Verdi bis Puccini vortrug.

Die ganz besonders Interessierten setzten es in Rom nach verschiedenen mißglückten Versuchen durch, Theaterkarten für die Sommeroper zu erhalten. Es gab natürlich „Cavalleria rusticana" und „Der Bajazzo", die beiden Unzertrennlichen. Und glühendheiß war es an diesem Tag; in der Stätte der Kunst, dem Teatro Eliseo, nicht minder.

Die arme „Cavalleria"! Fast während ihrer ganzen Dauer strömten noch Signores und Signorinas herein, unbekümmert rauchend — an den Sitzen sind Aschenbecher angebracht — und sich mit den Textheften Kühlung zufächelnd. Ganz unbefangen wurde jede der mit Ungeduld erwarteten Bravourarien mit spontanem Applaus quittiert, sogar auch ein besonders lauter und lang ausgehaltener Ton; das Orchester versank dann stets in der Brandung des Klatschens und der Bravorufe, und dieser und jener nahm ungeniert mit eigenem Gesang an der Darbietung teil.

Brillant waren die Aufführungen allerdings nicht. Der Chor der „Cavalleria" rekrutierte sich nach Äußerem und Gesang offenbar aus einem Altersheim; die Solosänger besaßen die unverhüllte Freude am schmetternden Stimmenaufwand, vergaßen dabei leider häufig die wirkliche Sangeskunst; die Bühnenbilder endlich waren denen im Kasperletheater verwendeten nicht immer unähnlich. — Beim „Bajazzo" ließ sich der italienische Stil der Operndarstellung gut beobachten. Wir sahen den Prolog, der nicht stehend, sondern voll Effekt hin- und herschreitend vorgetragen wurde; wir lernten den übertrieben „clownhaften", händereibenden, aufs Publikum schielenden, bei allem absolut läppisch wirkenden Tenor kennen, wir erlebten die berühmte Bajazzoarie, unerträglich sentimental, mehr geschluchzt als gesungen am Schluß. Unser Held hämmerte sich mit den Fäusten an die Stirn und sank dann, an einen Vorhang gekrallt, langsam auf die Knie — alles unter echten Tränen. Der Tod der Nedda artete aus zum vulkanischen Ausbruch tenorischer Mordlust.

Der Italiener spart nicht mit sich, wenn er seine Opern singt. Er gibt ihnen seine Freude am Farbigen, Klangvollen, nicht allzu Durchgeistigten mit und zeigt vielleicht, wie die Aufführung einer italienischen Oper richtigt stattfinden soll. Die Oper ist heute noch so lebendg in diesem Land, daß sie bei der Betrachtung der Charakter- und Lebensart des Italieners ein sehr wichtiges Moment ergibt — in ihren übertriebenen Gefühlsäußerungen, ihrem auf reichlichen Effekt abgestellten Gesang, ihrer Freude an süßlich-schmeichelnden Klängen und an donnernden Pauken, wenn die Katastrophe hereinbricht. Man hat immer das Gefühl, als bestehe eine starke Verbindung zwischen Bühne und Zuschauerraum; das intensive Miterleben des Zuschauers ist zu spüren, aber auch das Bewußtsein einer gewissen Beispielhaftigkeit beim Sänger.

Wir freuten uns, einmal in Rom in der Oper gewesen zu sein, und zwar in einer Aufführung, die keineswegs „Weltklasse" besaß, sondern „volkstümlich" zu sein schien.

Dieter Ohlmeier

MATHEMATIK GESTERN UND HEUTE

Auch wenn es bei diesem oder jenem Leser ein leichtes Gruseln oder Kopfschütteln erregt, kommt man um die Tatsache nicht herum, daß es einen „Deutschen Verein zur Förderung des mathematisch-naturwissenschaftlichen

Unterrichts" gibt. Sein etwas umständlicher Name weist auf die Zeit hin, in der die Naturwissenschaften noch Stiefkinder in der Schule waren. Allmählich hat sich das geändert, und die Mathematik gehört wie Physik, Chemie und Biologie zu den unentbehrlichen Fächern. Wenn heute ein Streit besteht, so bezieht er sich wohl meist auf eine eng begrenzte Stundenzahl und auf eine Auswahl des Stoffes aus einer erdrückenden Fülle in jedem Fach. Dabei hat sich schon ein Wandel bemerkbar gemacht: Aus einem Gebrauchswissen, wie es die Rechenmeister im Stile Adam Rieses vermittelten, und den geheimnisvollen Zaubereien der Alchimisten ist durch den Inhalt und die Methode der Mathematik ein Gebäude errichtet worden, das über seinen praktischen Wert zum Beispiel in der Technik oder Medizin hinaus wohl im Stande ist, als Grundlage, als Hintergrund, mindestens aber als ein wesentlicher Teil für eine umfassende Weltbetrachtung zu dienen.

Diesen Gedanken nachzugehen, ist eine Aufgabe des „Fördervereins" in unserer Zeit. Sein zweites Anliegen ist, innerhalb seiner Fachrichtungen den Zusammenhang mit der Forschung und die Diskussion über eine immer bessere Darstellung des Unterrichtsstoffes aufrechtzuerhalten. Die 44. Jahreshauptversammlung zu Ostern dieses Jahres in Münster vereinigte über 900 Teilnehmer aus dem Bundesgebiet zu einer fachlich überreichen Vortragsfolge (täglich Parallelveranstaltungen, dazu Exkursionen und Schachtbesichtigungen) und zu einer wertvollen persönlichen Begegnung. In einer gemeinsamen Sitzung wurden die leitenden Gedanken unter dem Thema: „Naturwissenschaften und Humanismus" zusammengefaßt und etwa in der folgenden Form ausgesprochen: Die beiden Säulen — das Wissen um die Grundlinien der geistigen Entwicklung und das Verstehen der tiefgreifenden Veränderungen unseres Lebens durch Naturwissenschaft und Technik in den beiden letzten Menschenaltern — sind untrennbar, und die Gestaltung unseres Lebens ruht auf ihnen im Sinne Goethes: Wer das Höchste will, muß das Ganze wollen; wer vom Geist handelt, muß die Natur, wer von der Natur spricht, muß den Geist voraussetzen oder im Stillen mitverstehen.

Von unserem Alltag aus gesehen spiegeln sich diese Gedanken für mich in zwei Erlebnissen, nämlich einem Gespräch und einer Zeitungsnotiz.
Vor einiger Zeit besuchte mich ein Oberklassenschüler einer anderen Schule. Als wir ein paar Aufgaben gelöst und Zweifel beseitigt hatten, packte er seinen Vergil aus und bat mich, ihm bei der Übersetzung einer Stelle behilflich zu sein. Ich hatte Glück, denn während ich die Verse las, hörte ich über 25 Jahre hinweg meinen Lehrer, wie er sie uns vorlas, wie er uns lehrte, auf ihren Klang zu lauschen und vor dem Übersetzen möglichst schon zu verstehen. Köstliche Stunden! Beinahe als ob sie gestern gewesen wären, war ich in der Lage, den Sinn der Stelle zu erfassen. Deshalb konnte ich mir nicht verkneifen, meinem jungen Freunde zu sagen: „Ich habe den peinlichen Eindruck, daß ich das Latein noch besser kann als du." Und ohne auch nur eine Spur verlegen zu werden, antwortete er mir: „Ja, das ist bei vielen Vätern meiner Klassenkameraden auch der Fall."
Die Zeitungsnotiz bestätigte die Richtigkeit eines Gefühls, auf Klassenelternabenden einen ähnlichen Versuch anzuregen. Dort war zu lesen, daß die Väter einen Lehrer gebeten hatten, ihnen Nachhilfestunden in Mathematik zu erteilen, damit sie ihren Jungen bei den Schulaufgaben helfen könnten.

Glücklich, wer einen Vater hat, der sich die Mühe und die Zeit nimmt, seinem Sohn beim Arbeiten zu helfen. Aber abgesehen davon, ob der Fall häufig eintritt oder nicht, ob er wünschenswert ist oder nicht, zeigt sich deutlich die unterschiedliche Lage, daß den unvergänglichen Werken und Werten des klassischen Altertums ein unerhört fruchtbares, in seiner raschen Entwicklung gar nicht absehbares Prinzip der Mathematik gegenübersteht. In den Heften des „Christianeum" sind in fast jeder Nummer Beispiele zu finden, wie der Bogen über die Jahrtausende geschlagen werden kann, wie aus dem schier unerschöpflichen Vorrat Gedichte eine zeitnahe

Übersetzung und Deutung gleichsam vor unseren Augen erfahren oder wie Schilderungen aus längst vergangenen Zeiten dem Jungenverständnis so nahegebracht werden, daß sich seine Gestaltungskräfte melden. Auch wenn wir aus den Schülerberichten die Eindrücke heraushören, die sie auf ihrer Italienreise gewonnen haben, so merken wir, daß der Unterricht jedenfalls nicht erstarrt ist, weil seine Formen und Gegenstände sich wenig verändert haben.

Demgegenüber befinden sich die Mathematik und Naturwissenschaften in einer ganz anderen Lage. Das Kleine und Große Einmaleins ist zwar unverändert geblieben, auch das leidige Bruchrechnen. Aber was dann kommt, ist nur schwer wiederzuerkennen, wenn man ein altes und ein neues Lehrbuch nebeneinanderlegt, wie es eine sehr aufschlußreiche Lehrbuchausstellung während der Tagung in Münster ermöglichte. Der auffallendste Zug ist wohl, daß die Schulmathematik es wagt, der Forschung auf eine weitere Stufe der Abstraktion zu folgen, um dadurch die Menge des Stoffes besser bewältigen zu können. Statt einzelner Funktionen, Körper oder Grenzwerte, steht die Funktion, die Gruppe der Körper oder der Grenzwert mehr im Vordergrund der Betrachtungen, indem man das Gemeinsame betont und die bisher getrennt besprochenen als Sonderfälle ableitet, wie man von den Kegelschnitten die Parabel als Einzelfall erkennt. Daneben treten Begriffe und Größen auf, die zu unserer Hochschulzeit vor 20 Jahren begannen, Allgemeingut zu werden. Zu diesen gehört der Vektor, der in keinem Buche mehr fehlt. Zur Zeit bereitet er Lehrern und Schülern noch Kummer, aber das sind „Kinderkrankheiten", die wir als Studenten auch durchgemacht haben.

In einer anderen Richtung ist der feste Grund der absoluten Aussage verlassen worden und dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit ein wichtiger Platz eingeräumt worden. Aus Kartenspiel- und Würfelkombinatorik unserer Schulzeit ist sie zu einem Instrument angewachsen, das naturwissenschaftliche und auch wirtschaftliche Vorgänge verblüffend darzustellen erlaubt und vom Schüler ein hohes Maß eigener Entscheidung verlangt.
Bei der Chemie gewinnt das theoretische Gerüst immer mehr Gestalt. Viele Tatsachen, die früher „einfach gewußt werden" mußten, lassen sich schon von Oberbegriffen ableiten, die ebenfalls helfen, das unübersehbare Material zu ordnen und zu beherrschen.

Die Entwicklung der Physik über die drei Abschnitte von Fragestellung: Welle oder Korpuskel? (seit Huygens und Newton) bis zur Antwort um die Jahrhundertwende Welle und Korpuskel (Planck) und schließlich zur „Korpuskelwelle" bei den noch lebenden Forschern (Heisenberg) hat auf die Gestaltung der Schuldarstellungen hauptsächlich in der Oberstufe auch schon einen sichtbaren Einfluß.

Die Wege in das Neuland zu zeigen und abzustecken und den Anteil gegen das bewährte und notwendige Alte abzuwägen, dazu diente die Tagung. Wenn hervorragende Vertreter ihres Faches und erfahrene Praktiker ihre Meinungen äußern, ergibt sich immer eine Anregung für uns, die wir von der Kleinarbeit des Schulalltages manchmal zu sehr beansprucht werden. Denn auch uns liegt daran, nicht nur den künftigen Mathematikstudenten vorzubilden, sondern vor allem dem, der später einmal wenig oder gar nicht damit zu tun hat, die Begriffsbildungen und Schlußweisen der neuzeitlichen Naturwissenschaften zu zeigen.

So kommt es, daß wir Väter mitunter Schwierigkeiten mit den Aufgaben unserer Söhne haben. Könnte dies nicht wirklich der Anlaß dazu sein, das eigene Wissen etwas aufzufrischen? Und eine zweite Möglichkeit liegt gerade für das humanistische Gymnasium nahe. Die Naturwissenschaftler vermuten außer den bekannten noch viele ungehobene, weil unbeachtete Schätze in der Antike. Wäre es nicht reizvoll, an der Grenze zwischen Sprache und Mathematik eine neue Belebung beider Unterrichte zu entdecken?

Geißler.

SPANISCHE REISEEINDRÜCKE

Welche tiefe Freude durchdrang mich! Wieder in Spanien, wieder unter diesen liebenswürdigen Menschen, wieder in diesem so schönen und eigenartigen Lande, in dem ich einst glückliche Studienjahre verleben durfte und nach dem ich mich während aller verflossenen Jahre zurückgesehnt hatte! Da war sie wieder, die starke südliche Sonne, da dehnte es sich weit und blau und herrlich vor uns aus, das Mittelmeer mit seiner farbenprächtigen Pflanzenwelt, seinen hohen Kakteen, seinen Agaven, seinen Palmen, mit seinem ganzen fremdartigen Zauber. Unmerklich war auch im Abteil des Barcelona-Expresses ein Wandel vor sich gegangen: an die Stelle des Französischen war die sonorere Sprache Cervantes' getreten. Und das Katalanische, diese härtere und gutturale Schwester des Spanischen, die heute vom Francoregime ungern gehört und nach besten Kräften zurückgedrängt wird, um diesen von alters her zum Partikularismus neigenden Teil der Pyrenäenhalbinsel umso leichter dem übrigen Spanien anzugleichen. Keine Zeitung und kein Buch dürfen heute in Katalonien in dieser verfemten Sprache gedruckt werden, aus Verwaltung, Gericht und Schule ist sie offiziell verbannt, und nur im Gottesdienst wird sie neuerdings wieder geduldet. Diese harte und konsequente Sprachenpolitik der Zentralregierung ist vielen Katalanen sehr schmerzlich, die wohl im Berufsleben das Spanische notgedrungen verwenden, doch unter sich und zuhause ausschließlich „català" sprechen. Doch allzu oft haben sich in der jüngsten Geschichte hartnäckiger katalanischer Separatismus mit Anarchismus und Kommunismus zu einem äußerst explosiven und für das Staatsgefüge gefährlichen Gemisch verbunden, so daß man verstehen kann, warum die Madrider Regierung allen Regungen des Katalanentums mit großem Argwohn gegenübersteht.

Zwei mit wohlwollenden Augen dreinblickende Geistliche haben offensichtlich ihr stilles Vergnügen an meiner Freude, wieder in Spanien zu sein, und bald ist ein angeregtes Gespräch im Gange. Ja, meinte der eine, ich würde sehr bald merken, daß in Spanien noch Zucht und gute Sitte herrschen, und daß man darum ungern die vielen Fremden sehe, die allerlei Laster (vicios) ins Land brächten. Er dachte dabei sicherlich an „Bikinis" und an die unschönen dreiviertellangen Beinkleider für junge Mädchen, die in Spanien verpönt sind. Auf meine Gegenfrage, ob meine Frau und ich denn nun so lasterhaft aussähen, kam ihm seine Unvorsichtigkeit zum Bewußtsein, und temperamentvoll beteuerte er, daß ihm ein solcher Gedanke völlig ferngelegen hätte. Im weiteren Verlauf des Gesprächs bekannten sich die Geistlichen zum Staate Francos, der dem Lande vor allem Ordnung und Sicherheit im Inneren gewährleiste. In ihrem Munde war das nicht weiter überraschend, denn es ist nur allzu bekannt, daß sich zur Zeit des Bürgerkrieges der Haß der entfesselten Volksmassen vor allem gegen die Geistlichen, gegen Kirchen und Klöster richtete und daß der Katholizismus in dieser, seiner einstigen Hochburg, eine sehr gefährliche Krise durchmachte. Wesentlicher war schon, daß auch in späteren Unterhaltungen mit vielen Spaniern nicht geistlichen Standes immer wieder betont wurde, daß man wohl dieses und jenes am Regime auszusetzen hätte — und an welchem Regime hat man das nicht? — daß man jedoch diesem straffen Regiment dafür dankbar sei, daß es sich tatkräftig gegen den angeborenen individualistischen Eigensinn des Spaniers, der nur zur Anarchie, zum Wirrwarr und zum Drunter und Drüber führen könne, gegen Korruption, Schlamperei und Faulenzerei stemmte. Würde diese straffe, ja auch harte Hand, — so versicherten mir Freunde in Barcelona —, auch nur einen Augenblick nachlassen, so würde das schlecht ausbalancierte, auseinanderstrebende und mit Gewalt zusammengehaltene soziale Gefüge Spaniens sofort zerbrechen, und der Bürgerkrieg mit allen seinem Grausen wäre die unausbleibliche Folge. Im Nu würde aus den Untergründen, wo es sich scheu versteckt hält, dasselbe Gesindel mordend und plündernd heraufsteigen, das schon einmal im Wirrwarr des Bürgerkrieges die Oberhand zu erlangen versuchte, ein entmenschter Abschaum, von dem man

überhaupt nicht wußte, wo er plötzlich hergekommen war. Bitter wird sich daher in Spanien darüber beklagt, daß die westliche Welt diesem Ringen der Regierung nach Ordnung und Fortschritt gegen die zahllosen Widerstände im Inneren oft so völlig verständnislos gegenüberstehe und am liebsten diese Schwierigkeiten von sich aus noch vermehren möchte. Doch sollten die westlichen Alliierten, so betonten Spanier mir gegenüber wiederholt, nicht übersehen, daß der spanische Staatschef trotz aller seiner Sympathien für Deutschland und Italien im letzten Kriege neutral blieb und damit der alliierten Sache einen unschätzbaren Dienst erwies.

Während meines ersten Spanienaufenhaltes hatte ich es als bemerkenswert empfunden, daß jeder Zug, ob Personen- oder Schnellzug, von einem Pärchen der Guardia Civil, der Bürgergarde, begleitet wurde. Hatte man diese etwas altmodisch anmutende Einrichtung inzwischen abgeschafft? Nein, da waren sie wieder zu meiner großen Überraschung, die beiden Guardias mit ihrem schmucken und eigenartigen Dreispitz und ihrem Gewehr, da patroullierten sie noch immer durch den Zug, freundlich und dienstbereit, wie mir einer von ihnen sagte: zum „Schutz der Reisenden". In den Anfängen der Eisenbahn, in unsicheren Zeiten mochten sie ihre Bedeutung gehabt haben, doch heute? Es gibt eine ganze Reihe solcher Einrichtungen, die das zutiefst konservative Spanien beibehält. Alle Guardias, mit denen ich sprach, waren prächtige, hilfsbereite Kerle, die mir von der harten Disziplin berichteten, der sie unterworfen waren. In der Gluthitze des Hochsommers war es ihnen nicht erlaubt, im Zuge ihren Dreispitz abzusetzen, den steifen Uniformkragen zu öffnen oder die vorgeschriebenen Handschuhe auszuziehen. Jede dieser „Marscherleichterungen", die in der Sonnenglut Andalusiens nur zu verständlich gewesen wäre, hätte in den Augen der unerbittlichen Offiziere der Guardia Civil eine unverzeihliche Nachlässigkeit dargestellt, una falta, von denen schon drei genügen würden, um den „Delinquenten" auf der Stelle aus der Guardia Civil auszuschließen. Jeder festgestellte „Fehler" wurde durch Strafen geahndet und konnte erst nach einigen Jahren auf ein schriftliches Bittgesuch hin wieder aus den Papieren gestrichen werden. Dabei ist die Besoldung dieser Polizeitruppe, die neben der eigentlichen Landespolizei besteht und ausschließlich die ländlichen Bezirke und die Eisenbahn überwacht, sehr gering, wie überhaupt Gehälter und Löhne in Spanien außergewöhnlich niedrig sind und die Armut des Landes verraten, das die ganzen Jahre seit dem letzten Kriege völlig auf sich selbst gestellt war, selbst die schweren Schäden des Bürgerkrieges heilen mußte und dem kein amerikanischer cent zuteil wurde. Darum sind viele Spanier gezwungen, neben ihrem Hauptberuf noch Nebenbeschäftigungen auszuüben, denn nur dadurch läßt sich aus den verschiedenen kleinen Einkünften ein einigermaßen tragbares Einkommen bilden. Während sich der Ausländer mit seiner schweren Währung über die Billigkeit des spanischen Lebens freut, wenn er für eine Straßenbahnfahrt in Barcelona 5 Pfennig und im Nachtverkehr 5½ Pfennig ausgibt, wenn ein Pfund herrlichster dicker Weintrauben 20 Pfennige, Pfirsiche 25 Pfennige und ein Liter Wein 30, 40 oder 50 Pfennige kosten, so erscheinen dem wenig verdienenden Landesbewohner viele Preise mit Recht unerschwinglich, besonders Fleisch- und Wurstwaren, die durchschnittlich noch teurer als die entsprechenden deutschen Lebensmittel sind. Schreiend sind darum in Spanien die sozialen Gegensätze, sind es immer gewesen, härter und rücksichtsloser als in anderen Ländern, da zwischen sehr reich und sehr arm nur eine dünne Mittelschicht liegt. Feenpaläste mit unendlichem Luxus am Mittelmeer, einer traumhaft schöner als der andere, Prunkstraßen in großer Zahl in Barcelona neben trüben Elendsvierteln und dem nicht endenwollenden Heer von fliegenden Kleinsthändlern und Bettlern in armseliger Kleidung, wie man sie sonst in Europa nicht sieht, nirgends in Westdeutschland, das durch den unseligen Krieg so furchtbar geschlagen wurde. Niemand kümmert sich um den Arbeitslosen, um den im Elend Verkommenden, denn trotz seiner sozialen Einstellung ist der verarmte Staat nicht in der Lage, die vielen Probleme zu lösen, und zudem liefe er Gefahr,

durch Gewährung einer Arbeitslosenunterstützung weiten Schichten zu einem Existenzminimum zu verhelfen, das es ihnen gestatten würde, sich ihrem angeborenen Hang zum süßen Nichtstun völlig hinzugeben.

Barcelona! Wie schön, wie mannigfaltig interessant ist diese sonnendurchflutete Stadt zwischen der unendlichen Weite des blauen Meeres und den aufragenden Bergen seiner nächsten Umgebung. Wie schön seine modernen, prächtigen Alleen, seine malerischen, zum Teil mit Palmen bestandenen Plätze, der interessante Hafen, von dessen Mole der Blick frei über das weite Meer dahingleitet und der grandiose Ausblick oben vom Montjuich herunter. Ein brausendes kosmopolitisches Leben erfüllt seine Hauptstraßen, und bewundernd ruht das Auge auf den so elegant gekleideten schönen Frauen von Kataloniens Hauptstadt. Ob man sich dort mittags ergeht oder abends oder nachts um 3 Uhr, stets herrscht ein gewaltiges Leben und Treiben auf dem malerischen und hochinteressanten Straßenzug der Ramblas, dem tagsüber noch der Blumen- und Tierverkauf eine besonders farbige, echte südliche Note verleiht. Kopfschüttelnd fragt man sich als Ausländer, wo nur die gewaltigen Geldsummen herkommen, die hier den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch ebenso wie auch in vielen anderen Straßenzügen vor den hübschen, sauberen Lokalen in erfrischende Getränke umgesetzt werden. Welche Unsummen sind das! Südliches Leben spielt sich draußen auf der Straße und in der Gemeinschaft guter Freunde, de buenos amigos, ab, denn hier vorm Lokal bei einem guten Glase Valdepeñas werden Geschäfte besprochen und abgeschlossen und die so wichtigen Verbindungen angeknüpft. Unvorstellbar große Menschenmassen bevölkern zu gewissen Tageszeiten die Ramblas. Südliches Leben spielt sich aber auch für unsere Begriffe überraschend spät ab. Tagsüber ist es besonders im Hochsommer unerträglich heiß, abends aber und nachts wird es herrlich; da freut man sich vor dem Lokal oder gemütlich herumschlendernd seines Lebens. Große Augen aber macht der Nordländer, wenn er um diese Zeit sieht, daß auch die Kinder an diesem Nachtleben regen Anteil nehmen: nach 1 Uhr nachts ritt neben anderen spielenden Kindern in einem Barceloneser Park ein etwa fünfjähriger Knirps vergnügt Steckenpferd, während wir um dieselbe Stunde ein paar Wochen später belustigt einem Kinderkarussel in Sevilla zuschauten, in dem kleine Sevillaner und Sevillanerinnen fröhlich in Feuerwehrautos und Miniaturstraßenbahnen saßen.

Es war übrigens für andalusische Anmut bezeichnend, daß die Tochter des Karussellbesitzers, die unsere Freude an den hübschen dunklen Kinderchen beobachtet hatte, plötzlich auf meine Frau zutrat und ihr eine hübsche Blume überreichte, die sie vorher selbst getragen hatte. Bedenklicher wird dieses Nachtleben der Kinder jedoch, wenn man es erlebt, daß auf einer Eisenbahnstation — es war Chinchilla — nachts um 2½ Uhr, ein zehn- bis elfjähriger abgerissener Junge durch den ganzen Zug lief mit einem schweren Krug auf den Hüften und Wasser für ein paar Pfennige anbot. Tat er es von sich aus, oder hatte ihn eine bettelarme Familie geschickt, wer weiß? Nicht vergessen sei hier die echt spanische Haltung eines anderen, gleichaltrigen Wasserverkäufers, der auf einer Bahnstation der Strecke Murcia—Granada einem Reisenden den Wasserkrug zum Trinken reichte. Als ihm dann als Entgelt drei Pfennige dargeboten wurden, für die man nun auch wirklich nichts erstehen konnte, schüttelte der Junge den Kopf und bedeutete dem Reisenden, daß er acht Pfennige erwarten könnte. Er zeigte dem Knicker auch acht Münzen, doch der war nicht bereit, auch nur einen céntimo hinzuzulegen. Plötzlich wandte sich der Wasserhändler mit stolzer Kopfbewegung von ihm ab und verließ hoheitsvoll den Wagen, ohne einen Pfennig genommen zu haben. Bald darauf setzte sich der Zug wieder in Bewegung, und der Unglückliche war sicherlich vergeblich mit seinem „agua" zur Bahn gekommen.

Was das Reisen in Spanien so sehr erfreulich macht, ist die ausgesuchte Höflichkeit und die große Gastfreundschaft, die dem Ausländer von allen Schichten des Volkes erwiesen wird. Am ersten Tage unseres Aufenthaltes in Barcelona besuchten wir den schönen botanischen Garten, und zwei

Jungen machten mich von sich aus auf eine interessante Inschrift aufmerksam. Als ich dann den einen nach seinem Alter fragte, erhielt ich die Antwort: „Doce años, para servirle". — „Zwölf Jahre, um ihnen zu dienen." Auch der zweite drückte sich so aus. Gewiß mag es nur eine höfliche Floskel sein, mag man einwenden: doch sie hört sich gefällig an, und ihr war ja auch vorher entsprochen worden. Der Spanier ist immer bereit, dem Fremden zu helfen, um ihm von seinem Lande den besten Eindruck zu geben, das hält er für seine Pflicht. In Valencia frage ich einen Unbekannten an der Straßenbahnhaltestelle, ob die herankommende Bahn nach dem Bahnhof fahre. Er bejaht es und steigt selbst als erster in den Wagen ein, bezahlt aber gleich für uns beide mit. Abends beim herrlichen Blumenkorso — wir hatten durch einen glücklichen Zufall einen der höchsten Festtage Valencias erwischt, äußere ich mich zu den Umstehenden anerkennend über die reich mit Blumen geschmückten Karossen. Plötzlich bietet ein sehr freundlicher Herr meiner Frau seinen Platz an, damit sie das farbenprächtige Bild um so besser sehen könne. Hernach kommen wir mit ihm, der Schutzmann von Beruf ist, und seiner Frau in ein freundliches Gespräch. Ja, erzählt er uns, er besäße eine sehr schöne Kakteenzucht, und es würde ihm eine Freude sein, uns zum Andenken einen seiner Lieblinge mitzugeben. Richtig erscheint am nächsten Morgen der Herr Schutzmann in Uniform in unserem Hotel — sicherlich zum Erstaunen des Personals —, um uns die versprochene Pflanze zu bringen, für die er eigens einen hübschen Ziertopf gekauft hat. Ergreifend war die Gastfreundschaft, die uns in Murcia zuteil wurde, wo ich vor vielen Jahren als Lektor der dortigen Universität geweilt hatte. Selbstverständlich mußten wir im Hause eines früheren Schülers wohnen und uns dort verwöhnen lassen. Als ich nach langen Bemühungen einen weiteren früheren Schüler ausfindig machte, gab er uns zu Ehren am nächsten Tage ein Banquett, bei dem seine Mutter meiner Frau einen hundert Jahre alten kostbaren Fächer, ein Familienerbstück, überreichte. Von diesen tief erfreuenden Gesten könnte ich noch eine ganze Reihe aufzählen, und alle würden eine der schönsten und liebenswertesten Seiten des spanischen Volkscharakters zeigen: seine Ritterlichkeit und tiefe Gastfreundschaft, die kein Opfer scheut. Von alters her ist es in Spanien Brauch, daß in einem Gasthause einer die ganze Runde bezahlt. Man versuche es als Ausländer einmal für alle zu bezahlen, vergebens wird man den Kellner bestürmen, die gemeinsame Zeche bei einem selbst abzuziehen: alle Bemühungen werden vergebens sein, da er längst von den übrigen Spaniern einen Wink bekommen hat und sich beharrlich weigert. „Hier in Spanien sind Sie unser Gast, hier bezahlen wir: kommen wir einmal nach Deutschland, dann können Sie für uns bezahlen, hier ist das ausgeschlossen". So wird einem in solchen Fällen gesagt.

Leider gibt es etwas, was dem Spanienreisenden, der nicht per Auto reist, schwer zu schaffen macht und ihn immer wieder in schwierige Lagen bringt: die völlig unzulänglichen Eisenbahnverhältnisse, besonders in den Randgebieten des Landes. Selbst auf Hauptstrecken, wie die von Barcelona nach Valencia oder die von Murcia nach Granada verkehren nur sehr wenige Züge. Von ihnen sind die elegant eingerichteten Schnelltriebwagen, die automotores, sehr teuer, während die wenigen übrigen Schnellzüge meistens nur dreimal in der Woche verkehren und in ihnen die Sitzplätze schon vierzehn Tage vorher bestellt werden müssen, um überhaupt den Zug benutzen zu können. Um derartige Platzkarten — reservas — zu bekommen, muß sich der Reisende nach einem Büro der Eisenbahngesellschaft — RENFE — begeben, das sich irgendwo in der betreffenden Stadt befindet; sich dort einer Menschenschlange anschließen, um sich dadurch die Reisemöglichkeit zu erstehen. Macht man eine Rundreise, so wiederholt sich dieses zeitraubende, unerfreuliche Anstehen in jeder Stadt aufs neue. Manche kostbare Stunde ging uns damit verloren, und manches eindringliche Wortgefecht mußte geführt werden, ehe man die unerläßlichen reservas in den Händen hielt. Sehr häufig ist man durch das Fehlen schnellerer Verbindungen gezwungen, den Personenzug — el correo — zu benutzen, der

nicht nur sehr langsam fährt — etwa 25 km pro Stunde — und auf jeder noch so kleinen Station hält, sondern in dem es sich auch sehr unbequem reist. Mit einem gewissen Ingrimm denkt man daran, daß man für denselben Fahrschein in den anderen europäischen Ländern die schönsten und schnellsten F-Züge benutzen könnte. Als Spanienfreund kann man daher diesem Lande nur wünschen, daß es im Interesse der Förderung seines Reiseverkehrs dafür Sorge trägt, daß sein Bestand an rollendem Eisenbahnmaterial verdoppelt, verdreifacht und modernisiert wird. Das ist eine ganz vordringliche Aufgabe des Staates, die ihm sehr zugutekommen würde. Nur eins muß man den Fahrten im „correo" zuerkennen: wenn sie auch anstrengend sind und auf den langen Strecken gar kein Ende nehmen wollen, so wird man auf der anderen Seite durch das lustige und anregend farbige Leben, das in ihnen herrscht, weitgehend entschädigt. Freundliche, mitteilsame Reisegefährten, die sehr erfreut sind, wenn man sich mit ihnen in der Landessprache unterhalten kann, Händler mit allen möglichen Waren, die Tag und Nacht die Wagen durchziehen, Musikanten, Bettler, Zigeuner; diese ganze bunte Schar läßt einen die Beschwernisse der Reise vergessen. Da sitzt neben einem der freundliche Schutzmann von der Guardia Civil, der einem fachkundig alle die fremdartigen Kulturen links und rechts der Strecke erklärt und dem es plötzlich Freude macht, einem unzählige Sprichwörter aufzuzählen und zu erläutern, die in dieser Sprache besonders reich und köstlich sind. Gegenüber sitzt ein sicherlich nicht sehr zielbewußter Medizinstudent, der einem die ganzen Tricks auseinandersetzt, mit denen er seinen Eltern in Alicante das Geld aus der Tasche holt, um sich dafür in Granada nach Herzenslust zu amüsieren. Mitten in voller Fahrt wird plötzlich die Wagentür aufgerissen, und hineinsteigen zwei junge Zigeunerinnen, die die Zugkontrolle umgehen wollen, da sie ohne Fahrschein fahren. Bereitwillig und galant hilft ihnen der Mann von der Guardia Civil beim Einsteigen: die Polizei als Helferin. Nicht gerade zu meiner Freude nimmt während der Fahrt eine rundliche, nicht sehr appetitliche Weintraubenverkäuferin an meiner Seite Platz, die eine Handvoll schmutziger Banknoten abzählt und sie dann in ihrer leicht zerrissenen, ehemals weißen Seidenbluse verschwinden läßt. Als dann kurze Zeit darauf die Konkurrenz in Gestalt einer anderen Weintraubenverkäuferin den Wagen betritt, beginnt meine Nachbarin sich laut über sie zu ereifern und ihre eigenen Vorzüge hervorzuheben. „Sehen Sie", ruft sie laut, so daß die andere es deutlich hören muß, „welche minderwertige Ware sie hier verkaufen will. Und wie schmutzig und unordentlich sieht sie aus. Sehen sie mich einmal an", fährt sie dann zu uns gewendet fort: „Ich trage sogar eine Seidenbluse und habe mir heute morgen Eau de Cologne ins Haar getan." Bei diesen letzten Worten hält sie ihren schwarzen, glänzenden Haarschopf zur Begutachtung in Richtung meiner Nase und ist glücklich, als ich diese Köstlichkeiten bestätige. Ein paar Bänke weiterhin wird einem jungen Mann, der, von der langen Fahrt ermüdet, eingenickt ist, von seinen Kameraden heimlich der halbe Schnurrbart mit der Schere abgeschnitten, um sich später an seiner Überraschung weiden zu können. Nicht böse darf man sein, wenn es nachts um zwei Uhr jemanden plötzlich in den Sinn kommt, in die Saiten seiner Guitarre zu greifen; niemand im ganzen Wagen würde es einfallen, auch nur ein Wörtchen der Mißbilligung zu sagen, denn der Spanier ist darin tolerant.

Tolerant ist man auch heute auf einem anderen Gebiete, das während meines ersten Spanienaufenthaltes vor dem Bürgerkriege ganz besonders heikel war und den der Landessitten Unkundigen in manche schwierige Lage brachte: das Verhältnis von jungen Mädchen und jungen Leuten zueinander. Damals waren noch beide Geschlechter streng getrennt, und ein junger Mann durfte ein junges Mädchen nur dann begleiten, wenn es von mehreren Kameradinnen begleitet war. Ein Stelldichein gab es bis zur Verlobung und häufig genug auch nach dieser nur am vergitterten Fenster, durch das dann die Liebesworte unter gütiger Mitwirkung der ganzen Nachbarschaft geflüstert wurden. Auf der Straße ohne jede Begleitung

durfte sich ein Pärchen nur dann zeigen, wenn es unmittelbar vor der Heirat stand. Mit diesen strengen, aus der arabischen Welt stammenden und durch das heiße Klima bedingten Sitten, ist in den letzten Jahrzehnten ein starker Wandel vor sich gegangen: heute kann man in Spanien überall junge Pärchen zusammen gehen und auf Bänken sitzen sehen, was damals ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre.

Wochen und Monate hätte man in jeder besuchten spanischen Stadt verweilen mögen und verweilen müssen, um alles Malerische und Schöne, das sie so überreich bieten, auch nur einigermaßen zu erleben. Wenn Murcia als Sehenswürdigkeiten auch nur seine schöne Kathedrale und seine wunderbaren religiösen Holzschnitzereien von Salcillo, die schönsten des Landes, aufzuweisen hat, so liegt es andererseits herrlich eingebettet in seiner ewig grünen palmengeschmückten Huerta, dem reichen Apfelsinen- und Gemüseland, das alles im Übermaß hervorbringt. Viel tiefer wird der Fremde von Granada beeindruckt sein mit seinen vielen weißgetünchten Winkeln und Gassen, die mit ihrem reichen Blumen- und Pflanzenschmuck so unendlich geheimnisvoll und malerisch sind, und von der grandiosen Alhambra, jenem durch dräuende Befestigungsanlagen geschützten raffiniertem Lustschloß arabischer Kalifen, dessen Bau im 13. Jahrhundert begonnen wurde. Noch heute schenkt uns dieses bauliche Wunderwerk die Möglichkeit, uns für ein paar Stunden in die Welt von Tausend und einer Nacht hineinzuträumen. Welche unvergeßlich schönen Ausblicke gewährt der noch höher gelegene Prunkgarten des Generalife über diese morgenländische Märchenwelt der Alhambra, deren großartige Kulisse die Sierra Nevada bildet, die in schneebedeckten Dreitausendern gipfelt. Schlecht wollen zu diesem Luxus die Höhlenwohnungen des Sacromonte passen, die man von der Alhambra aus gewahrt und die einem immer wieder in Spaniens Süden begegnen — gefährliche soziale Gegensätze verratend, die es auszugleichen gilt.

In Andalusien fallen dem Reisenden überall die weißgetünchten Gehöfte und Dörfer auf, und auch seine aristokratische Hauptstadt, Sevilla, erfreut uns durch ihre sauberen, weißen, blumen- und pflanzengeschmückten Straßen. Vor jeder Haustür prangt eine hübsche, schmiedeeiserne Lampe und lädt zum Eintreten in den gemütlichen Innenhof ein, den reich mit Pflanzengrün geschmückten Patio, auf den kein sevillanisches Haus verzichten möchte, da sich hier des Abends die Hausbewohner zur angenehmen Plauderstunde, zur tertulia, versammeln. Herrlich überragt Sevilla die prächtig gegliederte Giralda, das übriggebliebene Minarett einer arabischen Moschee. Auch der Alcázar, ein arabisches Prunkschloß im Herzen der Stadt, versetzt den Reisenden noch einmal in längst dahingegangene Zeiten. Ein freundliches, geselliges Volk erfüllt Sevillas Straßen, vor allem die berühmte Sierpes, in deren Gaststätten man mit Leichtigkeit Gesprächspartner findet, um anregende Unterhaltungen zu führen. „Qué calor! Welche Hitze!" stöhnt alles, denn das Thermometer steht seit einigen Tagen in der „andalusischen Bratpfanne", wie dieser Landesteil scherzhaft genannt wird, auf 38° im Schatten; doch viele erfrischende Getränke, insbesondere die köstliche, eisgekühlte Erdmandelmilch — la horchata — sorgen für die innere Kühlung.

Es wurde schon früher erwähnt, daß Spanien über verschiedene traditionelle Einrichtungen verfügt, die den Ausländer in Verwunderung versetzen; hierzu gehört auch der „sereno", der Nachtwächter. Kein Bewohner eines besseren Mietshauses verfügt über einen Haustürschlüssel; dafür muß man, wenn man später nach Hause kommt und das eigene Wohnhaus verschlossen vorfindet, davor möglichst geräuschvoll in die Hände klatschen, um dadurch den Nachtwächter herbeizurufen. Nach einer mehr oder minder langen Wartezeit sieht man dann in der Ferne einen Mann mit Schirmmütze im Stechschritt herbeieilen, der unaufhörlich mit einem Knüppel auf das Straßenpflaster schlägt, um seine ersehnte Ankunft schon von fern anzukündigen. Ein solcher sereno ist häufig über seinen Knüppel hinaus mit einer Schußwaffe versehen und überwacht einen ganzen Gebäude-

komplex. Aus seinem großen Schlüsselbund wählt er das Passende heraus, öffnet und wünscht freundlich: Buenos noches! Bezahlt wird er von allen Einwohnern, für deren Sicherheit er durch seine Nachtwache verantwortlich ist.

Diesen knüppelbewaffneten Haus- und Tugendwächter fanden wir in allen spanischen Städten wieder, zuletzt in Madrid. Spaniens Hauptstadt hat es verstanden, kraftvoll die schweren Wunden, die ihr der Bürgerkrieg schlug, zu beseitigen und heute einen repräsentativen Eindruck auf ihre Besucher zu machen. Elegante Straßen mit modernsten Hochhäusern, die an Amerika gemahnen, und sehr gepflegte, schöne Wohnviertel wechseln ab mit malerischen Stadtteilen, in denen es viel farbiges, südliches Leben zu erschauen gibt. Doch das herrlichste Erlebnis das Madrid bieten kann, ist der Besuch des Prado, Spaniens berühmter Gemäldesammlung. Viele Spitzenleistungen großer Malkunst sind hier durch das Kunstinteresse und den Sammeleifer spanischer Monarchen zusammengetragen worden und erfüllen uns mit tiefer Bewunderung vor soviel vollendetem Können und vor soviel gedanklicher Tiefe: allem voran die Gemälde des großen Sevillaners Velázquez, die in herrlicher Reichhaltigkeit mehrere Säle zieren und sie zu einem Heiligtum der Menschheit machen. Zweimal war ich Zeuge, wie spanische Lehrer ihre Schüler vor das Gemälde „Die Übergabe von Breda" führten und auf den menschlichen Adel hinwiesen, mit dem der in spanischen Diensten stehende General Spinola dem unterlegenen Justin von Nassau die Stadtschlüssel zurückgibt und ihm dabei versöhnlich seine Linke auf die Schulter legt. Nichts von Rachegefühlen, nichts von Siegerlaune ist zu merken, obwohl die Belagerung lange gedauert und viele Opfer gekostet hatte: ohne großes Pathos wird hier eine schlichte, tief ergreifende menschliche Geste getan. Ich konnte den erklärenden spanischen Lehrern nur recht geben, daß der große sevillanische Meister hier einem Wesenszug seines Volkes tiefen Ausdruck gegeben hatte: seiner menschlichen Güte. Diese selbe Güte strahlt trotz aller seiner angelesenen Absonderlichkeiten aus der Gestalt des Don Quijote, denn nur auf die Veredelung des Menschengeschlechtes ist sein Sinn gerichtet, und sie zeigt sich in vielen Artigkeiten und Gefälligkeiten, die dem fremden Reisenden jenseits der Pyrenäen erwiesen werden. Ob arm, ob reich, ob Analphabet oder weitgereister Weltmann: die Haltung dem Besucher gegenüber ist immer die gleiche, daran wird auch der immer stärker werdende Touristenstrom kaum etwas ändern, da es sich um einen spanischen Wesenszug handelt. Ein Wesenszug, der zusammen mit Spaniens unerschöpflichen Kunstschätzen und Naturschönheiten jeden Spanienreisenden liebevoll und dankbar an glückliche Tage im Süden zurückdenken läßt. Keller

WILTON PARK

Kürzlich hatte ich die Chance, einen Monat lang die großzügige und liebenswürdige Gastfreundschaft des Foreign Office in Wilton Park zu genießen. Während des Krieges durch Dr. H. Köppler zu dem Zweck geschaffen, mit deutschen Kriegsgefangenen ins Gespräch zu kommen, ist Wilton Park heute eine, wie mir scheint, ideale Einrichtung, um jeweils etwa 50 Deutschen die Gelegenheit zu geben, mit vielen ausgezeichneten britischen Sachkennern deutsche und britische, europäische und übereuropäische politische Fragen zu erörtern. Die Methode von Wilton Park ist nicht, das von vornherein Gemeinsame, nämlich den abstrakten, guten Willen und gemüthafte Überein-Stimmungen zum Ausdruck zu bringen, sondern die sachlichen Fragen, insbesondere auch die Differenzen, nationale und parteiliche, gemeinsam zu durchdenken. Viele hervorragende Männer aus Parteien, Regierungsstellen, Organisationen für öffentliche Wohlfahrt, Gewerkschaften, aus der Wissenschaft, der Verwaltung, der Wirtschaft stellen sich für Vorträge und Diskussionen zur Verfügung. Fest verbunden mit Wilton Park ist ein Stab von sehr klugen und sehr sympathischen Tutoren. Und natürlich sind die Deutschen die sich dort treffen und die aus den verschiedensten „Lagern" kommen, auch von der Art, daß

es sich lohnt, mit ihnen zu reden. So ergibt sich eine Situation der Auflockerung der Gedanken, der Erfahrungs- und Lernbereitschaft, der Offenheit für neue Gesichtspunkte, die recht produktiv sich auswirken muß. Produktiv für wen?

Ich glaube, für alle Beteiligten und deren Aufgabengebiete, und hoffentlich auch für das Foreign Office, daß sich die Kosten für Wilton Park nicht gereuen läßt. Man sagt sich dort wohl, daß besser als Krieg Verständigung ist, daß aber Verständigung um so besser glückt, je mehr Verstehen da ist. Nach dem Vorbilde von Wilton Park und überzeugt von der Produktivität seiner Arbeit hat auch unsere Bundesregierung eine entsprechende Stätte der Begegnung geschaffen, wo Gäste aus Großbritannien eingeladen sind, sich die politischen Probleme der Zeit von einem deutschen Standpunkt aus anzusehen und mit sachkundigen Deutschen darüber zu sprechen.

Es gibt ja auch Bücher. Vieles von dem im Wilton Park Gelernten glaubte ich schon gelesen zu haben. Aber was kein Buch vermitteln kann, ist der lebendige Mensch, der seine Persönlichkeit für die Verwirklichung dieser oder jener Pläne oder Vorstellungen einsetzt und dem sie ein Teil seines Schicksals sind. Erst recht das Gespräch kann kein Buch ersetzen, das Gespräch in größerem Kreise, wo zu jeder Richtung Gegenrichtungen geltend gemacht werden von ehrenwerten Menschen, die im selben Raume beisammen sind, die aber auch wochenlang beisammenbleiben und auf Spaziergängen, am Mittagstisch oder beim Sherry ihr Gespräch immer wieder aufnehmen und vertiefen können. Schließlich gibt das fremde Land gerade den rechten Boden und den neuen Horizont, um einmal die deutschen Fragen von außen her, in ungewohnter Perspektive, und die Fragen des Auslandes in ihren eigenen Maßverhältnissen zu sehen.

Das Thema, welches mich am meisten in seinen Bann gezogen hat, ohne daß es ausdrücklich behandelt wurde, ist die Umwandlung des Empires in das Common Wealth. Die mit diesem Vorgang verbundene Wandlung des politischen Denkens gehört innerhalb der Staatenwelt zu den „Geheimnissen des reifen Lebens". Wir täuschen uns sehr, wenn wir meinen, das imperialistische Denken aus der Zeit der kolonialen Erwerbungen sei heute noch typisch englisch. Vielmehr hat es sich weithin in ein Denken der Sorge umgewandelt, der Sorge nicht bloß um Englands Zukunft, sondern auch um die Zukunft jener Länder, die heute schon oder in naher Zeit keine Kolonien mehr sind. Bei politisch einflußreichen ebenso wie bei politisch unbedeutenden Engländern fand ich ein solches reifes, die Angelegenheiten außereuropäischer Länder mit selbstvergessendem Interesse erwägendes Denken. Wer das für unglaubwürdig hält, wird sich auch nicht denken können, daß es Deutsche gibt, die mit einem über den nationalen Egoismus sich erhebenden Denken auch die Sorgen anderer europäischer Völker mit in ihrem Inneren tragen. Aber es gibt solche Deutschen. Und in England war ich glücklich, englische Vertreter eines moralisch sehr reifen politischen Denkens zu finden. Dieses ist dabei immer realistisch, großen „Konstruktionen" und „idealistischen" Utopien durchaus abhold.

Auch in kleinen und kleinsten Fragen des Zusammenlebens zeigt sich eine reife praktisch-politische Kultur. Als unmittelbar nachahmenswert erschien uns, die wir eben die Bundestagswahl hinter uns hatten, die in England geltende gesetzliche Beschränkung der Wahlpropaganda-Gelder. Sie mag wesentlich dazu beitragen, daß die Parteien, bei aller Klarheit der sachlichen Differenzen, sich gegenseitig als „alternative Diener des Volkes" respektieren. — Natürlich soll aber ein Wilton-Park-Kursus nicht zum Nachahmen, sondern zum Nachdenken und Verstehen anregen.

Fast beunruhigend ist es in den ersten Tagen in England, daß man keine Kinder sieht, in London nicht, in kleineren Ortschaften nicht, auf dem Lande nicht. Schließlich klärt es sich auf: die Kinder sind ja den ganzen Tag in der Schule, haben gemeinsame Mahlzeiten dort, spielen dort, lernen dort. Ob dies wohl mit eine Ursache der beneidenswerten hohen Kultur des bürgerlichen Miteinanderlebens in der Breite des ganzen Volkes ist?

Flügge

VORLÄUFIGES VOM RHYTHMUS IM GEDICHT

Daß ein Gedicht in Versen geschrieben sein müsse, ist nicht zu Unrecht eine volkstümliche Forderung. So bezeichnet man gemeinhin kleinere Versgebilde als Gedicht, auch wenn ihnen dieser Ehrenname nicht zukommt. Das Eigentümliche des Verses ist eine auf Gleichmaß hin geordnete Sprachbewegung, die sich bis zu regelrechten Maßen oder Metren verfestigen kann. Diese jedes Gedicht durchziehende und wesenhaft bestimmende Sprachbewegung, die gegliederte Stetigkeit des sprachlichen Ablaufs nennen wir Rhythmus. Den Rhythmus als Urerscheinung des Lebens hat das Gedicht mit allen Lebensäußerungen gemeinsam. Er äußert sich im Kreislauf der Sterne und des Jahres, im Wechsel der Gezeiten, im Gang der Welle, im Wogen des Kornfeldes nicht weniger als im Atem und Herzschlag des Menschen. Alle sogenannten Gesetze des Lebens sind nichts als Erscheinungsformen rhythmischer Bewegung. Trotz der unfaßbaren Mannigfaltigkeit der Lebensrhythmen haben sie gemeinsam die Wiederkehr des scheinbar Gleichen, oder richtiger, des Ähnlichen. Denn im Rhythmus gleicht keine Wiederkehr der andern völlig, und die kleine Schwankung, das Abweichen von der Regel, gehört zum Wesen des Rhythmus. Darum auch ist er Ausdruck des Lebensgeheimnisses schlechthin.

Der Mensch strebt danach, diesen Rhythmus des Lebens in seinem Bereich zu verdichten, zu steigern. So entstehen Tanz, Lied, Musik und Vers. Erst wo sich solches ereignet, können wir von Kultur sprechen. Der Mensch als seelenmächtiges Wesen wiederholt, steigert und wandelt in den Kunstformen die Rhythmen des Lebens ab und genießt sich in solchen Rhythmen lustvoll als lebensgesteigertes, der großen Weltbewegung verschwistertes Wesen. Die Versmaße des Gedichtes vom Tanz abzuleiten, ist somit berechtigt. Nur muß man wiederum den Tanz als menschliche Darstellung des Lebensrhythmus betrachten, wenn man ihm gerecht werden will. Da Tanz und Lied ursprünglich, wie auch heute noch teilweise, zusammengehören, dürfen wir das Gedicht als Sproßform des Tanzes bezeichnen, die sich im Laufe der Entwicklung verselbständigte. Nur am Rande mag erwähnt werden, daß Lied, Tanz und Gedicht kultischen Ursprungs sind, das heißt in ihnen vollzog sich Anruf, Beschwörung, Lob und Preis der Dämonen und Götter, wie ja auch heute noch das Gedicht in seinem wesenhaften Verhältnis zu den Mächten ein kultisches Ereignis ist.

Wie alles rhythmische Weltgeschehen polar geordnet ist, so auch, gleich dem Schritt und Sprung des Tanzenden, die Sprachbewegung des Gedichtes. Nicht nur im Wechsel von Hebung und Senkung der einzelnen Schritte oder Versfüße, auch im Ablauf der kunstvollsten Versgebilde können wir diese polare Ordnung noch herausfinden. Seitdem sich der deutsche Vers immer mehr nach dem Vorbild antiker Verse entwickelte, sind wir gewohnt, alle Sprachbewegung im Gedicht unter den metrischen Zeichen des Trochäus und Jambus und ihrer Abwandlungen, des Daktylus und Anapäst zu erfassen. Die meisten der heute üblichen Versrhythmen stehen unter diesen metrischen Zeichen. Sie bilden das sogenannte Metrum. Diese Metren aber vom fünffüßigen Jambus bis zur kunstvollst gebauten Odenstrophe sind nur geistige Schemen, Bewegungssysteme, und es wäre verhängnisvoll, sie dem Rhythmus gleichzusetzen. Im Metrum dokumentiert sich das Streben des Menschen nach geistiger Ordnung und Beherrschung im Bereiche des Gedichts; es gipfelt in der Erringung des Taktes.

Um alles Weitere zu verstehen, müssen wir die grundlegende Erkenntnis von Ludwig Klages vom Wesensunterschied zwischen Rhythmus und Takt wenigstens berühren: Der Takt wiederholt das gleiche, er ist eine geistige Leistung des Menschen und nur des Menschen. Am vollendetsten erreicht er dieses Ziel in der Technik, wo wir mit Recht vom Takte der Maschinen sprechen können. Im Rhythmus aber geschieht eine Wiederkehr des Ähnlichen; er wiederholt nicht, wie der Takt, sondern erneuert. Keine Woge gleicht der andern, wie kein Linienspiel eines Fingerabdrucks sich in einem andern wiederholt. Was wir auch an Rhythmen in der Natur mit Zahlen zu

erfassen versuchen, eine wenn auch kleinste Schwankung bleibt immer als unberechenbarer Rest. Eben darum ist der Rhythmus eine Lebenserscheinung, während der Takt das Ergebnis des nur menschlich-geistigen Bemühens ist. Am sinnfälligsten wird der Unterschied zwischen Rhythmus und Takt am Beispiel des Klavierspiels. Wer etwa eine Beethoven-Sonate nach dem Taktmesser spielen wollte, dürfte damit kaum Beifall ernten. Sein mechanisches und taktgemäßes Spiel würde gerade den Rhythmus des Kunstwerks verfehlen. Ihm würden die lebendigen Schwingungen, die nur zu erfühlenden Verzögerungen und Unregelmäßigkeiten mangeln, die das lebendige und wesensgemäße Spiel auszeichnen. Nicht anders verhält es sich mit einem streng skandierenden, taktbeflissenen Vortrag von Gedichten. Auch ihm würde fehlen, was Verse erst zum Gedicht werden läßt: der Rhythmus.

(Aus dem im Eugen Diederichs-Verlag, Düsseldorf, erscheinenden Buch „Schläft ein Lied in allen Dingen. Gestalt und Wirklichkeit des Gedichts".)

Rudolf Jbel

1. NORDDEUTSCHE TAGUNG DES BUNDES DEUTSCHER KUNSTERZIEHER

Bei herrlichstem Wetter fand in Hannover vom 20. bis 23. Juni d. Js. die Kunsterziehertagung statt. Gastgebäude war die Pädagogische Akademie, die unweit des Maschsees im südlichen Randgebiet der Stadt liegt. Hier wurde der größte Teil der Vorträge und Arbeitskreise abgehalten. Umfangreiche Ausstellungen von Schülerarbeiten waren zu sehen; im Erdgeschoß die von den Hamburger Oberschulen. Auch in der Nähe gelegene Schulgebäude dienten Ausstellungszwecken. Autobuslinien mit verstärktem Einsatz während der Tagung verbanden die Hochschule mit der Innenstadt und mit den weiter entfernt liegenden Ausstellungen.

Am Sonnabend, dem 20. Juni, um 9 Uhr, wurde die Tagung mit Musik und Ansprachen feierlich eröffnet. Der Kultusminister von Niedersachsen, Richard Voigt, hob mit einprägsamen Worten die Bedeutung der Kunsterziehung hervor, nicht nur als Fach, sondern auch als Bildungsprinzip. Viel Lobendes wurde noch gesagt, was man zunächst als übliche, leider sehr unverbindliche Komplimente hinzunehmen geneigt war, als man aufhorchte und mit Staunen vernahm, daß es noch ein Land gibt, das Wert auf beste Fachkräfte legt, die unbelastet von wesensfremden wissenschaftlichen Nebenfächern ausgebildet wurden und ihre ganze Kraft der künstlerischen und pädagogischen Hauptaufgabe widmen konnten. Um so größer war das Bedauern, als sich herausstellte, daß in einigen Ländern nur 3 Wochenstunden für Kunsterziehung und Musik zusammen angesetzt sind. Ansprachen von den Herren Oberstadtdirektor Wiechert, Prof. Koselleck, dem Leiter der Pädagogischen Akademie und Oberstudienrat Betzler, dem 1. Vorsitzenden des Bundes Deutscher Kunsterzieher bildeten den Abschluß der Eröffnungsfeier.

Die Besucherzahl war weit größer als erwartet und stieg am nächsten Tag, am Sonntag, noch ganz beträchtlich. Frau Oberschulrat Pollitz nahm als Vertreter der Hamburger Schulbehörde an der ganzen Tagung teil. Es waren auch viele ausländische Gäste anwesend, besonders aus Holland und der Schweiz.

Große Beachtung fand Prof. Itten aus Zürich mit seinem Referat über „die Farbe im Unterricht". Er verlangte eine systematische Erziehung des Farbempfindens durch häufige Farbübungen unter besonderer Berücksichtigung der Symbolkraft der Farbe. Die Tendenz zur systematischen Schulung der Gestaltungselemente war überall zu spüren, auch die Ausstellungen waren nach diesen Gesichtspunkten ausgewählt. Bei den Arbeiten Berliner Schüler im 1. Stock der Akademie war der Bogen überspannt worden. Die konsequente Entwicklung von Punkt und Linie zur dinglichen Darstellung hat das elementare Aussagebedürfnis fast völlig verschüttet und von einer großen Sicherheit in der Flächenbeherrschung und im Rhythmischen abgelöst.

Im großen und ganzen war sehr viel Anregendes zu sehen und zu hören, nicht zuletzt auf dem Gebiete der Werkgestaltung. Die Grenzen des Zeichen- und Werkunterrichts werden immer fließender. Modellieren und Bauen mit bisher wenig beachteten Werkstoffen spielten eine große Rolle.
Arbeiten der Studierenden der Werkkunstschule Hannover, der Staatlichen Werkakademie Kassel und der Hochschule für bildende Künste Berlin, Abteilung Kunstpädagogik waren in besonderen Ausstellungen zu sehen. Die der letzteren im Sitzungssaal der Pelikanwerke im Norden der Stadt.
Rührend — sicher ihrem Symbol gemäß — sorgten die Pelikanwerke auch für das leibliche Wohl der Besucher. Jeder konnte nach Besichtigung der Ausstellung und des Günther-Wagner-Werkes sich mit gutbelegten Broten stärken und mit besten Getränken erfrischen.
Die Arbeiten der Werkakademie Kassel waren auf echt handwerklicher Grundlage von den Gegebenheiten des Materials ausgehend zu befreiender Selbstverständlichkeit der Form gekommen. Leider ließen die Ausstellungen der beiden anderen Kunstschulen eine zwiespältige Empfindung im Betrachter zurück. Erfreulich wirkte die vielseitige Ausbildung. Aber die Synthese zwischen der Entwicklung der Darstellungselemente bis zum differenzierten Linien-, Flächen- und Farbenspiel einerseits und einem strengen Naturstudium andererseits suchte man vergebens. Ähnliche Feststellungen konnte man später bei der Ausstellung der Hamburger Landeskunstschule am Lerchenfeld machen.

Hilmer.

DAS DEUTSCHE TURNFEST 1953

Wer während des Deutschen Turnfestes im August dieses Jahres den heiligen Hallen des Christianeums einen Besuch abstattete, wäre erstaunt gewesen über die Veränderung, die sich hier vollzogen hatte. Statt der oft kunstvoll zerschnitzten Bänke und Tische, die sonst in manchmal qualvoller Masse die Schulstuben erfüllen, jetzt weite, luftige Räume; der Fußboden bedeckt mit einer dichten Lage Stroh, das durch Bretter sorgfältig am Auseinanderfließen geschützt war; statt der Masse der Schüler, die pflichtmäßig und mit mehr oder weniger Stimmaufwand das Gebäude am Tage zu bevölkern pflegen, jetzt meist jugendliche, straffe Menschen, die freiwillig aus Freude am Turnen hierher kamen und in Ruhe hier ein Notquartier aufsuchten. In Blankenese und in Othmarschen waren die Turner aus dem Ausland untergebracht, dem Christianeum waren Turner und Turnerinnen aus der Schweiz und Oberösterreich zugewiesen worden. Die Turnvereine Oensingen, Rorbas, Stäfa und Rapperswil vertraten die Schweiz, die Turnvereine Linz, Mondsee, Perg, Ried, Schärding und Wels die österreichische Turnerei. Dem Turnverein Ried von 1848 gehörte auch eine Musikgruppe: „D'Jungmusikanten" an.

Die freie Zeit zwischen den Einsätzen beim Turnfest wurde von unsern Gästen eifrig benutzt, um Hamburg kennenzulernen. Planten un Blomen, Hagenbeck („Hagenbeck ist besser als der Wiener Zoo"), vor allem der Hafen und die Elbe waren natürlich die Hauptanziehungspunkte. Aber auch St. Pauli wurde nicht vergessen. Doch muß der Chronist mit höchster Anerkennung verzeichnen, daß die Haltung aller Turner, mochten sie mit der letzten oder mit der ersten S-Bahn nach Hause kommen und schweren Nachtdienst hinter sich haben, nur als vorbildlich bezeichnet werden kann. So hatten es die Vorturner auch nicht schwer, wenn sie mit ihren Riegen in der Turnhalle an den Geräten turnten, oder im Freien die Freiübungen für die Massenvorführungen im Stadtpark übten. Auch unser Musikzimmer konnten wir den Gästen zu Übungszwecken zur Verfügung stellen.

Hier ging es besonders fröhlich zu. Die Rieder Jungmusikanten, eine Gruppe von Jungen und Mädchen, die in ihrer Heimat sich aus sieben Dörfern allwöchentlich bei ihrem Leiter, Herrn Fachlehrer Rudolf Nowotny, zum Musizieren zusammenfinden, spielten und sangen mit einer Musikalität, wie sie eben nur einem Österreicher im Blute steckt. Es soll sogar in der Halle mit Christianeern getanzt sein, aber das ist wohl nur Gerede. Viel zu schnell verliefen für die Gäste nach ihrer Aussage die Festtage in Hamburg.

Hamburg hatte es ihnen allen angetan, auch das, woran der Fremde oft vorübergeht: die gepflegten Parks und blumengeschmückten Grünanlagen der Stadt. Aber die Berufspflichten in der Heimat riefen. Am Sonntag begann der große Abschied. Es gab wohl keinen, der sich nicht mit Handschlag verabschiedete und damit seinen Dank an Hamburg und auch an seine Quartierstätte, das Christianeum, abstattete. Selbst Postkarten aus Österreich wurden versprochen — und sind gekommen! Die Rieder Jungmusikanten und ihr Leiter Nowotny aber ließen es sich nicht nehmen, vor Verlassen des Christianeums noch einmal ein paar Volkslieder zu singen, obwohl eigentlich nur zwei Hausmeister und ein Hausvater zugegen waren.

Hollmann.

ENTSCHEIDUNG VOR MORGENGRAUEN

Auf dem diesjährigen Winterfest des Christianeums wurde die folgende Szene gespielt. Das Manuskript entstand in Zusammenarbeit des Kollegen Paschen mit einigen Schülern des Christianeums.

Rundfunkreporter (am Mikrofon): Hier ist der Nord-West-Römische Rundfunk. Wir geben Ihnen die genaue Zeit: mit dem Gongschlag ist es sechs Uhr. Heute ist Dienstag, der 6. Januar 49 vor Chr. Geb. Guten Morgen, meine Hörerinnen und Hörer! Statt der Morgengymnastik senden wir jetzt einen Sonderbericht von der Nordfront. Wir schalten um.

(gedämpft:) Meine Hörerinnen und Hörer! Wir, das Mikrofon und ich, befinden uns am Nordufer des Rubikon. Es ist früher Morgen; noch liegt Dämmerung über der Landschaft . . . Nebelschwaden flattern gespenstergleich über das Wasser hin . . . Bis hier zu uns herauf ist das Gluckern der Wellen zu hören (Gurgeln!) . . . Unten, hart am Ufer, mehrere Zelte! Wachen davor. In der scharfen Luft des Morgens steht der Atem als bizarres Gebilde vor ihren Mundlöchern! Bitterkalt ist es, obwohl der amtliche Wetterbericht noch gar nicht vorliegt! Bis zu uns herauf ist das Klappern der Zähne zu vernehmen! Hören Sie es —? (— — —)

Noch ist das Lager nicht erwacht. Nur ein paar Pappeln und ein großes Ereignis werfen ihre Schatten quer voraus. Von hier und heute geht eine neue Epoche in der Weltgeschichte aus — und Sie, meine Hörer und Hörerinnen, können sagen: Sie sind dabeigewesen.

Wir haben die ganze Nacht vergeblich versucht, Verbindung herzustellen mit dem Führerhauptquartier. Doch jetzt sind wir bis hierher vorgedrungen, unmittelbar bis vor das Zelt des Feldherrn; des größten Feldherrn, meine Hörer, aller Zeiten! Es ist: der bekannte Transalpinist und General-Gouverneur z. B. V. Exkonsul C. J. Kaesar. Wie wir aus sonst immer gut unterrichteten Kreisen erfuhren, hat Er, Kaesar, die ganze Nacht nicht ein Auge zugetan; noch jetzt rasen in ununterbrochener Folge die Eilboten mit Depeschen aus Rom heran, und Großes kündigt sich an! Trotzdem wollen wir versuchen, Ihn, Kaesar, noch zu einer kurzen — Plauderei vors Mikrofon zu bekommen. Im Zelt wirds lebendig! Haben wir Glück? Nein, nur die Ordonnanz — Hallo, Kamrad, what's the News?!

Ordonnanz: In zehn Minuten Lagebesprechung. Von jeder Kohorte ein Mann zum Befehlsempfang! (ab).

Sprecher: Ha! Das Rad der Geschichte beginnt sich zu drehen! Und dort tritt Er, der Feldherr, schon selbst aus dem Zelt. Welch ein Mann! Den müßten Sie sehen können, meine Hörer, und ganz besonders Sie, meine Hörerinnen!

Caesar (im Bademantel, mit Sockenhaltern, Schaum am Kinn, sich rasierend) He! He, sage ich! Primipilus! Primipiilus, das Frühstück!

Bursche: Zu Befehl, Eure Excellenz!
Caesar: He! He, sage ich! Ordonnanz!
Ordonnanz: Hier bin ich!
Caesar: Nichts Neues?
Ordonnanz: Zu Befehl! — Obergefreiter Marius vom Stoßtrupp zurück.
Caesar: Erfolg?
Ordonnanz: Jenseitiges Ufer nur von Grenzschutz besetzt!

Caesar: Pah, Grenzschutz. Kleinigkeit! Weiter?
Ordonnanz: Ein guter Fang, Excellenz! Marius hat einen Warentransport ohne ausreichende Begleitpapiere an der Interzonengrenze geschnappt!
Caesar: Inhalt?
Ordonnanz: Prima Exportbier! Hier!
Caesar: (kostet aus der Flasche) Ah, Ratsherren — Pils! Die Lieblingsmarke des Pompejus. Wieviel davon?
Ordonnanz: 1000 Flaschen!
Caesar: Sofort an die Leute als Zusatzverpflegung ausgeben! Noch mehr?
Ordonnanz: Jawoll! Außerdem noch zwei Sack Würfelzucker!
Caesar: Großartig! Zwei Stück für mich zum Frühstück, das andere verteilen! Sonst noch etwas?
Ordonnanz: Die römischen Morgenzeitungen!
Caesar: Her damit! (liest)
Sprecher: (nähert sich langsam) Ave Caesar!
Caesar: Mojn! Was gibt' s?
Sprecher: Welche Gefühle bewegen Eure Excellenz?
Caesar: Gefühle? Ich habe Hunger! Frühstück!
Sprecher: Unsere Hörer würden sich glücklich schätzen, wenn E. E. in dieser historischen Stunde ein paar Worte an sie richten könnten.
Caesar: Donnerwetter ja! Gute Propagandamöglichkeit! Ist Rom angeschlossen?
Sprecher: Selbstverständlich! Sämtliche Sender und UKW.
Caesar: Also los! — Mitbürger, Freunde, Römer! Hört mich an!
Sprecher: Moment bitte! Wir machen unsere Hörer darauf aufmerksam, daß die Ausführungen des Redners nur seine private Meinung darstellen und nicht unbedingt mit der Ansicht der Römischen Rundfunkgesellschaft übereinstimmen!
Caesar: Ach, dann reizt mich der ganze Kram nicht! (liest wieder Zeitung) Wo bleibt mein Frühstück?
Ordonnanz: Telegramm aus Rom!
Caesar: Von wem?
Ordonnanz: Von Ihrem Verleger!
Caesar: Vorlesen!
Ordonnanz: großer Caesar! stop ihr werk de bello gallico soeben mit weltfriedenspreis ausgezeichnet stop außerdem wegen kalenderreform zum dr. h. c. ernannt stop pompejus protest angemeldet! stop nur schnelles kommen sichert platz an der Sonne stop!
Caesar: James, ein Podest! (stellt sich erhöht) Sofort die Presse! (zum Sprecher) Haben Sie das gehört?
Sprecher: Gewiß, Herr Doktor. Gratulor!
Caesar: Danke!
Ordonnanz: (meldet) Der Reporter der Forum-Post!
Reporter: Heil Caesar! Was darf ich meinen Lesern über Ihr neues Werk mitteilen?
Caesar: Schreiben Sie: Gallia est omnis divisa . . ., ach nee — lassen Sie man!
Reporter: Welche Absichten haben Sie für die Zukunft?
Caesar: Ich habe mich entschlossen, Politiker zu werden.
Reporter: Und wo, wenn man fragen darf?
Caesar: Lieber in Rom der Erste, als woanders der Zweite!
Reporter: Welche Maßnahmen sind vorgesehen?
Caesar: Ich werde Rom einen besseren Senat schaffen!
Reporter: (schreibt) . . . einen besseren Senat schaffen!
Caesar: Gebt mir 4 Jahre Zeit, und ich werde jedes Jahr den Weltfriedenspreis für mein Volk erkämpfen!
Reporter: Was für eine Schlagzeile verlangen Sie, Excellenz?

Caesar: Schlagzeile, richtig! — Wo bleibt denn mein Frühstück?!
Reporter: Wie wäre es mit einem bedeutenden Ausspruch? Wird bei solchen Gelegenheiten immer gern angewendet!
Caesar: Ja, ja, bedeutend! Moment mal! Was meinen Sie zu: Sein oder Nichtsein, — das ist die Frage?
Reporter: Das kommt mir irgendwie bekannt vor!
Caesar: Oder wie wäre es damit: Ich führe Euch herrlichen Zeiten entgegen?
Reporter: Auch nicht sehr originell, Caesar, das sagen sie nämlich alle.
Caesar: Tja, wie denn nur?
Reporter: Vielleicht irgend etwas gegen Pompejus?
Caesar: **De mortuis nihil nisi bene!**
Reporter: Aber Pompejus lebt doch noch!
Caesar: Noch! — Aber: Ich werde kommen, ich werde sehen, ich werde siegen!
Reporter: Schon ganz gut. Nur das Tempus gefällt mir nicht!
Caesar: Na ja, vielleicht in Zukunft im Perfekt! Da ist die Vorsehung ein bißchen mit mir durchgegangen.
Reporter: Wie denn nun also?
Caesar: So auf nüchternen Magen ist das wirklich nicht einfach! — Wo bleibt mein Frühstück?
Bursche: Hier, mein Führer! Der Morgenkaffee!
Caesar: Schnell her damit! Kein Zucker? Ich hatte doch angeordnet: Zwei Würfel pro Tasse!
Bursche: Verzeihung, mein Führer! (kramt in der Hosentasche) Die müssen mir in der Eile runtergefallen sein.
Caesar: Ha! Ich hab's! Schreiben Sie: Die Würfel sind gefallen! Wir frühstücken in Rom!

(Alle ab)

AUS DEM KOLLEGIUM

BUCHHINWEIS

Der Frankfurter Ordinarius für Philosophie H. Weinstock, dem wir u. a. das tiefschürfende Buch über Sophokles verdanken, ist mit einem neuen Werk an die Öffentlichkeit getreten: Die Tragödie des Humanismus. (Wahrheit und Trug im abendländischen Menschenbild) Verlag Quelle und Meyer, Heidelberg 1953.

Das Werk gliedert sich in die beiden Teile: Der antike Humanismus und Der moderne Humanismus in Deutschland.

Das Verständnis des Abendlandes und seiner Geschichte hat auszugehen von der Idee der griechischen Polis, der antipalos harmonia, der widerspenstigen Eintracht von Einzelmensch und Gemeinschaft, dem dialektischen Miteinander von Herrschaft und Dienst, Freiheit und Bindung. Indem Aischylos in seiner Orestie die Geburt der Polis aus dem tragischen Geiste darstellt, vollzieht sich zugleich die Geburt der Tragödie aus dem politischen Geiste. Der Tragiker will den rechten Weg wahrer Menschwerdung künden. Es ist der von gottesfürchtiger Angst gewiesene und ständig begleitete politische Weg. Der gegenstrebige Polisbau bewahrt sich vor der Selbstzerstörung nur im wachen Bewußtsein der Zwiespältigkeit aller menschlichen Kräfte wie der Zweideutigkeit der göttlichen Mächte. Aller menschliche Zwiespalt gründet schließlich im Widerstreit der göttlichen Welt. Die Verfassung des Menschen, seiner Welt, ja des ganzen Weltalls ist tragisch. Der Mensch muß sein Leben auf eigene Verantwortung, aber durchaus ins Ungewisse, führen. Er muß sich entscheiden, aber ohne das Maß zu wissen. Lernen kann er es nur in der Entscheidung, also auf den dunklen Irrwegen von Schuld und Leid. Will er diesem unerträglichen Zirkel, der seine tragische Existenz ausmacht, entgehen, will er also seine Blindheit nicht wahrhaben, so kann er sich nur verblenden. Damit aber steigert er seine Heillosigkeit zur Gottlosigkeit. Seine wahre Aufgabe ist es also, den tragischen Kreis in mutiger Angst zu durchmessen. Unter der

Last dieser Tragik müßte der einzelne zusammenbrechen. Die Angst vor dem fernen und stummen Gott kann er nur in der Nähe mit seinesgleichen aushalten. Nur in der Polis ist wahre menschliche Existenz möglich. Die Polis kann nur bestehen, wenn die Bürger wachbleiben in der heiligen und heilsamen Angst der Gottesfurcht. Die Tragödie hält diese Furcht rege durch „Furcht und Mit — leiden" und bringt die Polisgemeinde in das Bewußtsein ihrer tragischen Existenz. — Dem Verfall der Tragödie folgt der Zusammenbruch der Polis. Die tragische Philosophie versucht die Polis wiederherzustellen; doch Platon ist mit diesem Versuche gescheitert, Das platonische Denken endet nicht mit der Unterwerfung der Wahrheit unter das souveräne Selbstbewußtsein, sondern im Bewußtsein der Grenze, die den Menschen von der Wahrheit Gottes scheidet. Platon begreift Gott als das Unbegreifliche und gibt seiner tragischen Philosophie damit ihren letzten unergründlichen Grund, wie ihr letztes unerreichbares Ziel. In der Theorie des Aristoteles ist die Kultstätte frommer Erschütterung schon in die moralische Anstalt verwandelt worden. Von Epikur und der Stoa wird die tragische Verfassung des altgriechischen Menschen umgesetzt in seinen Anspruch, Gott zu sein; damit erfährt der absolute Humanismus seine höchste Steigerung. — In Augustin bricht dann das tragische Verständnis des Menschen wieder auf, und Luther, nicht Erasmus, ist der wahre Vertreter eines wirklichen Humanismus im Sinne der Griechen; verhängnisvoll war es, daß die Humanisten seiner Zeit und der folgenden Jahrhunderte dem Erasmus gefolgt sind. So scheiterte Luthers Bemühen, die originale griechische Humanitas mit der genuinen Christianitas zu versöhnen und durch einen tragischen einem wirklichen christlichen Humanismus die Bahn zu öffnen. —

Behrens.

ZWEITER ALTSPRACHLICHER FÖRDERLEHRGANG IN WALSRODE

Wiederum fand auch in diesem Jahre eine Tagung der Altsprachler in Walsrode statt. Wiederum hatten sich Vertreter der Behörden, Professoren der Universität und Lehrer zu gemeinsamer Arbeit an wissenschaftlichen und pädagogischen Problemen zusammengefunden, an der u. a. unser Oberschulrat Wegner mit Dr. Wallner, dem Leiter des pädagogischen Seminars, Hamburg, und Frau Dr. Banaschewski, die Leiterin des Institutes für Lehrerfortbildung, teilnahmen. Mit einem Vortrag erfreuten uns die Professoren Dr. Knoche, Dr. Ralfs und Dozent Dr. Mette. Von unserem Christianeum sprachen Prof. Dr. Oppermann über die „Praefatio des Livius"; der Unterzeichnete über „Praktische Fragen des altsprachlichen Unterrichts." Dabei hatte der Organisator der Tagung, Dr. Holtorf, den 125 Teilnehmern diesmal Zeit gelassen, die herrliche Umgebung Walsrodes kennenzulernen. Und das bei prachtvollem Herbstwetter.

Daß die Walsroder uns wieder alle Wünsche von den Augen ablasen, nahmen wir nach den Erfahrungen des vergangenen Jahres fast als selbstverständlich hin. Die Begrüßungsansprache des derzeitigen Bürgermeisters mag mit ihrem Humor und nicht zuletzt mit ihrem „klassischen" Latein denen, die nicht dabei sein konnten, einen Eindruck vermitteln von der Stimmung und Einstellung dort in der Heide zu uns und unseren Zielen; denen, die dabei waren, durch die Veröffentlichung an dieser Stelle zu einer bleibenden Erinnerung werden. Der Bürgermeister, als alter Schulmann ein begeisterter Freund der Antike, sagte in seinem Willkomm:

> Venerabiles mulieres, carissimi collegae!
> Quoniam vos linguae Latinae compotes estis, hac lingua more monachorum — in „monasterio" enim hic habito — verbis meis brevissimis vos alloquar. Ergo: In nomine patrum magistratuumque oppidi nostri, non ut dicam municipii, vos omnes sincerissime saluto. Cum mihi quidem potestas salutandi data sit, summo gaudio et honore afficior. Nam domo expulsus Sedina, ex capite Pommeraniae, nunc hic munere decurionis procuratoris fungor. Nos, omnes cives, gaudemus et vobis gratias agimus, quod iterum in oppidum nostrum venistis ex urbibus maximis illustrissimisque velut Hammonia et

Brema, ut tranquillitate oppidi parvi adiuti collectionem interiorem labori vestro inveniatis. Ex ore virorum egregiorum sapientiam haurietis et praeterea vos reficiendi causa amoenitate locorum, quae in circuitu sita sunt, fruemini. Loco cuique, oppido cuique aura quaedam inest. Usu experti sumus hospites libenter ex aliis regionibus praecipue ad nos semper venisse. Itaque spero vos hic non solum inventuros esse, quae optaveritis, sed postero anno redituros esse.

Die Tagung verlief in allem so harmonisch und anregend, sie erfüllte die Erwartungen der Teilnehmer und die Wünsche des Bürgermeisters, daß sich alle, dankbar für die Unterstützung der Hamburger und Bremer Behörden, für die Mühen Dr. Holtorfs und aller, die zum Gelingen beitrugen, der Hoffnung des Bürgermeisters auf eine Wiederkehr im nächsten Jahre freudig anschlossen. Schmidt

Johannes Flügge

DIE SITTLICHEN GRUNDLAGEN DES DENKENS

Aus den Besprechungen:

Flügges bedeutsames Buch schenkt uns einen weithin neugesehenen Hegel als existentiellen und christlichen Denker.

Dies gelingt dem Verfasser durch eine systematische Reproduktion von Hegels bis heute kaum ernstlich bewältigter Vernunftlehre, in welcher Flügge das existentielle Zentrum von Hegels Philosophieren und den Schlüssel zu einem gerechten Verständnis der so vielverkannten Hegel'schen Metaphysik und Dialektik findet.

Professor Dr. Johannes Hoffmeister, Bonn, der Herausgeber der „Neuen kritischen Hegel-Gesamtausgabe", urteilt u. a. über das Buch:
„Die Hegel-Studie von Johannes Flügge stellt einen reinen Genuß dar, weil sie auf dem einzig angemessenen Niveau, nämlich dem Hegels selbst, unter Beiseitelassung aller Hegel fremden Gesichtspunkte die eigentlichen Antriebskräfte des Hegelschen Philosophierens sichtbar macht. Sie ist gleichsam ein Nachvollzug des Hegelschen Philosophierens aus Hegels eigenem Geist von oft verblüffender Stringenz.

Ihre Probleme sind so allgemein, daß sie die gesamte philosophische Forschung, nicht nur das Hegelstudium insbesondere, angehen."

VORANZEIGE

Im Rahmen des Winterprogramms des Christianeums sind vorgesehen:

Am Mittwoch und Dienstag, dem 20. 1. 1954 bzw. 26. 1. 1954:
Schulkonzert des Orchesters Leitung: Koll. Borm.

Am Dienstag, dem 16. 2. 1954: Vortrag Koll. Dr. Schmidt „Rätsel, Witz und Humor in der Antike".

Am Dienstag, dem 9. 3. 1954: Ein Querschnitt durch das Musizieren am Christianeum (ein Appell zur Pflege der Hausmusik).
Leitung: Koll. v. Schmidt

FAMILIEN-NACHRICHTEN

Verstorben:

Ferdinand Gribow, Inhaber der Firma Wilh. Ostermeyer, Hamburg-Groß-Flottbek, Rosenhagenstraße 2, am 14. 7. 1953, im Alter von 62 Jahren.

Paul Frank, Oberpostrat a. D., Hamburg-Eidelstedt, Kapitelbuschweg 7, geb. 1874. Abgang vom Christianeum 1894, gest. 23. 7. 1953.

Hans-Peter Lesser, Hamburg-Groß-Flottbek, Dürerstraße 6, geb. 1. 12. 1933. Abgang vom Christianeum Ostern 1951. Verunglückt am 7. 8. 1953.

Ernst Blunck, Pastor i. R., Hamburg-Bergedorf, Grasweg 32; geb. 1865, Abitur 1884, 41 Jahre an der St. Pauli- und Petri-Kirche in Bergedorf, gest. November 1953.

Durch Unglücksfall am 6. Dezember 1953 Kapitän Carl Kircheiß, Hamburg-Großflottbek, Elbchaussee 285

Verlobt:

Feiko Reemtsma mit Dagmar v. Hänisch
Hamburg-Othmarschen / Wedel-Holstein — Im August 1953

Eduard Pietzker mit Frl. Renate Layritz — Juli 1953

Rolf Hachmann mit Frl. Jlse Hansen — Oktober 1953

Dieter Rottmann mit Frl. Wilma Ellerbrock — Oktober 1953

Sönnich Grossmann mit Frl. Karin Necke — Dezember 1953

Verheiratet:

Dr. Werner Sorge, Tierarzt (Abit. 1941), mit Inga geb. Bohlen Halstenbek, am 22. August 1953.

Uwe Jens Teege, Lehrer, mit Gertrud, geb. Teege Altona/Othmarschen, am 9. Oktober 1953.

Karl-Theodor Wohlenberg, Hilfsgeistlicher in Breklum (Kr. Husum) mit Elisabeth, geb. Asmussen aus Klein-Jörl (Kr. Flensburg), am 16. Oktober 1953.
W. bestand am 9. 10. 1953 das zweite theol. Examen.

Rudolf Brandes, Hamburg-Altona, Holländ. Reihe 54 (Abgang 1951) bestand als erster Prüfling der „Staatl. Berufsschule für Wirtschaftswerbung" die Abschlußprüfung „Sehr gut mit Auszeichnung".

Uwe F. Menzel (Abit. 1944) erwarb am 12. Juni 1953 an der Universität Murcia (Spanien) den Titel eines Lizenziaten der Philosophie.

VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER

Der Abiturjahrgang 1948 veranstaltet am Sonnabend, dem 16. Januar 1954 im Clubhaus des Ruderblubs Favorite-Hammonia, Alsterufer 9, einen **Tanzabend.** Hierzu sind neben allen Konabiturienten auch die übrigen Christianeer herzlich eingeladen. Anmeldung an Werner Jaeschke, Tel. 431252 App. 14, Großflottbek, Gottfried Kellerstraße 7

Das Jahr 1953 neigt sich seinem Ende zu. Leider sind bisher nicht alle Beiträge für 1953 und teilweise sogar für die davorliegenden Jahre noch nicht eingegangen. Bitte überweisen Sie den ausstehenden Jahresbeitrag von DM 3.– auf eines unserer Konten. Postscheck Hamburg 107 80 sowie auf unser neues Konto bei der Hamburger Sparkasse v. 1827 Nr. 38/422 176. Sie ersparen uns die Arbeit für Mahnungen. Mit den besten Wünschen für das Jahr 1954 grüßt Sie der Kassenwart der V. e. C. Detlef Walter.

Die traditionelle Zusammenkunft findet wiederum statt im **Haus „Hochkamp„** (neben dem S-Bahnhof Hochkamp) am Dienstag, dem 29. Dezember 1953. Beginn 19.30 Uhr. Ehemalige, bringt Eure Klassenkameraden zu diesem Abend mit!

Der Vorstand der Vereinigung
ehemaliger Christianeer

VEREIN DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS ZU HAMBURG-ALTONA E. V.

Für Mitgliedsbeiträge und Spenden bestehen folgende Einzahlungsmöglichkeiten:

1. Postscheckkonto Hamburg Nr. 402 80,
2. Neue Sparcasse von 1864 in Hamburg, Konto Nr. 42/212,
3. nur bar: Hausmeister des Christianeums.

Spenden an den Verein der Freunde des Christianeums sind im Rahmen des gesetzlich zugelassenen Höchstbetrages abzugsfähig bei Einkommen- und Lohnsteuer; der Verein stellt für Spenden von mindestens DM 10,— unaufgefordert Spendenscheine aus.

Das Winterfest des Christianeums hatte den gleichen starken Besuch wie in den letzten drei Jahren. Wegen der ungünstigeren Bestimmungen über die Lustbarkeitssteuer ergab sich diesmal nur ein Überschuß von reichlich DM 1800,—. Dieses gute Ergebnis ist mit erzielt worden durch Sonderspenden der Firmen Margarine-Union, Conz-Elektrizitäts-Gesellschaft, Menck & Hambrock und der Herren Dir. Philipp F. Reemtsma, Wolfgang Essen, Heinrich Onken (Elbschloßbrauerei-Ausschank), Dir. Herbert Sempell, Franz Fahning, Dr. Max Raabe, Alfred Rehder, Dir. Hermann Kempf. Dieser Betrag erhöht sich um 200,— DM verspätet eingegangener Spenden zum Winterfest des Vorjahres.

Insgesamt stellte der Verein der Freunde des Christianeums in diesem Jahr unserer Schule DM 2353,— zur Verfügung. Den ursprünglichen Plan, einen Fahrradschuppen zu errichten, kann der Verein wegen der Höhe der Kosten nicht durchführen; außerdem besteht berechtigte Aussicht, daß die Schulbehörde in absehbarer Zeit einen Schuppen errichtet. Auf Beschluß des Vorstandes hat das Christianeum für das Geld darum erhalten: eine Fahrbahn für die Physik, Schutzhüllen für zwei Bässe, einen Bogen für einen Baß, Beleuchtung für die Orgel, weitere Bilder als Klassen- und Flurschmuck, Bücher und Zuschuß für eine Klassenreise nach Rom.
Das nächste Winterfest wird am Sonnabend, dem 6. November 1954, in der Elbschloßbrauerei stattfinden.

Dr. N. W. Nissen, Hamburg-Altona, Lisztstraße 45 II., Tel. 42 91 24.

INHALT

Theodor Mommsen . . . . . Seite 4
Aus dem Leben der Schule . . . . . „ 8
Gedanken zum Sommerfest 1953 . . . . . „ 9
Bemerkungen zu einer Italienreise . . . . . „ 11
Opernvorstellung in Rom . . . . . „ 14
Mathematik gestern und heute . . . . . „ 14
Spanische Reiseeindrücke . . . . . „ 17
Wilton Park . . . . . „ 23
Vorläufiges vom Rhythmus im Gedicht . . . . . „ 25
Norddeutsche Tagung des Bundes Deutscher Kunsterzieher „ 26
Das Deutsche Turnfest 1953 . . . . . „ 27
Entscheidung vor Morgengrauen . . . . . „ 28
Aus dem Kollegium . . . . . „ 30
Familien-Nachrichten . . . . . „ 32
Vereinigung ehem. Christianeer . . . . . „ 33
Verein der Freunde des Christianeums . . . . . „ 34

Schriftleiter: Dr. R. Schmidt, Hamburg-Altona, Behringstraße 55 I.
Druck von Kahl & Domms, Hamburg-Altona, Klausstraße 6